ECONSTOR
Make Your Publications Visible.

A Service of
ZBW
Leibniz-Informationszentrum Wirtschaft
Leibniz Information Centre for Economics

Bürkner, Hans-Joachim

Working Paper

Vulnerabilität und Resilienz: Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven

Working Paper, No. 43

Provided in Cooperation with:
Leibniz Institute for Research on Society and Space (IRS)

Suggested Citation: Bürkner, Hans-Joachim (2010) : Vulnerabilität und Resilienz: Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven, Working Paper, No. 43, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (IRS), Erkner, https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:101:1-2012120515127

This Version is available at:
https://hdl.handle.net/10419/228573

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

WWW.ECONSTOR.EU

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Working Paper | No. 43

Hans-Joachim Bürkner

Vulnerabilität und Resilienz

Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven

Copyright: Dieses Working Paper wurde im Rahmen der Arbeiten zum IRS-Querschnittsprojekt „Vulnerabilität und Resilienz in sozio-räumlicher Perspektive" erstellt. Es ist urheberrechtlich geschützt. Sein Nachdruck oder seine Veröffentlichung ohne die ausdrückliche Genehmigung des Autors ist nicht gestattet. Textpassagen dürfen gerne unter Beachtung wissenschaftlicher Zitierregeln bei vollständiger Angabe der Quelle in folgender Weise verwendet werden:

Bürkner, Hans-Joachim: Vulnerabilität und Resilienz – Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven. Working Paper, Erkner, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, 2010 (http://www.irs-net.de/download/wp_vr.pdf)

Erkner, August 2010

IRS

Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung

Inhalt

1 Einleitung **5**

2 Perspektiven und zentrale Gegenstände der Vulnerabilitäts- und Resilienz-forschung **7**

2.1 Mainstream 7

2.1.1 Humanökologie 7

2.1.2 Taxonomische Ansätze und handlungsbezogene Perspektiven 11

2.1.3 Entwicklungsländerforschung: Livelihood-Ansatz, politische Ökonomie und Sozialkapitalansatz 12

2.2 Disziplinäre Einzelansätze 16

2.2.1 Mikrosoziologie, Ethnologie und Entwicklungspsychologie 16

2.2.2 Vulnerabilität und Resilienz auf der sozialen Mesoebene 17

2.2.3 Soziale Ungleichheitsforschung, Politische Soziologie 18

2.2.4 Wirtschaftswissenschaften und Organisationstheorie 20

2.2.5 Raumplanung und Governanceforschung 22

2.2.6 Stadtforschung, Urban Governance 23

3 Forschungslücken und Erkenntnisdefizite 24

3.1 Untertheoretisierung und ihre Folgen 24

3.2 Vernachlässigte Themen und analytische Blickwinkel 35

4 Resümee 39

Literaturverzeichnis 41

1 Einleitung

In den politischen und wissenschaftlichen Diskursen über die großen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen der Gegenwart sind in den vergangenen Jahren vermehrt die Begriffe „Vulnerabilität“, „Resilienz“ und „Risiko“ aufgetaucht. Dies scheint angesichts zunehmender existentieller und wahrgenommener Unsicherheiten in vielen gesellschaftlichen Handlungs- und Strukturbereichen nicht weiter verwunderlich zu sein. Globalisierungsprozesse, die Deregulierung von Markt und Staat, die laufende Verknappung natürlicher und materieller Ressourcen, veränderte Formen der Staatlichkeit, zunehmende soziale Disparitäten sowie auch neue Regionalisierungs- und Reterritorialisierungsformen haben offensichtlich zur allgemeinen Verunsicherung und zu veränderten Redeweisen über den gesellschaftlichen Status quo beigetragen. Dabei kommen nicht nur gesellschaftliche Umwälzungen, sondern auch Veränderungen der Umwelt und ihre Folgen in den Blick lokaler, nationaler und globaler Öffentlichkeiten. Hier zu Lande belegen dies die kurzzeitig wechselnden Konjunkturen der politischen Themen „Klimawandel“, „Energieeffizienz“, „Katastrophenschutz“, „Terrorismus“ und „Prekarisierung des Sozialen“.

Sofern natürliche oder für natürlich gehaltene Phänomene thematisiert werden, bewegen sich die Diskussionen mittlerweile in einem klar abgesteckten, oft traditionell zu nennenden Rahmen. Dies gilt nicht allein für politische Tagesdebatten, in denen die Endlichkeit globaler Ressourcen oder die mangelnde Vorhersehbarkeit von Naturkatastrophen betont und die Notwendigkeit von Nutzungsalternativen, Reparaturen („Erneuerbarkeit“) und der Entdeckung neuer Ressourcen erklärt wird. Auch die wissenschaftliche Thematisierung von Risiken, Risikofolgen und Anpassungsprozessen an Naturkatastrophen und -risiken folgt weithin eingefahrenen Gleisen. Sie orientiert sich hauptsächlich an Denkfiguren, die in groben Zügen dem Mensch-Umwelt-Paradigma der Geographie, den Umweltwissenschaften und Teilen der Sozialwissenschaften zugeordnet werden können. Eine besonders prägnante Figur wird beispielsweise repräsentiert durch die These: „Natürliche Ereignisse stellen die Menschen vor Herausforderungen und die Notwendigkeit zur Anpassung“. Sie ist zum einen in der der älteren geographischen Hazardforschung vorzufinden, zum anderen aber auch in jüngeren umweltwissenschaftlichen Versuchen, die Folgen von Naturereignissen auf natürliche und soziale Systeme zu modellieren. Beide Quellen werden derzeit häufiger genutzt, um anwendungsorientierte Forschungen anzuleiten. Gestützt werden derartige Aktivitäten durch eine Vielzahl von staatlichen und privaten Programmen der Forschungsförderung, die darauf abzielen, diese Basisperspektive unter programmatischen Überschriften wie z. B. „System Erde-Mensch“[1] zur breiten Entfaltung zu bringen.

---

[1] Titel einer Denkschrift der Deutschen Forschungsgemeinschaft aus dem Jahr 2008 (Deutsche Forschungsgemeinschaft 2008). Eine ähnliche, auf die Prognose, frühzeitige Erkennung und nachhaltige Abwehr von Naturrisiken sowie die Bearbeitung der Folgen des globalen Klimawandels gerichtete Förderprogrammatik ist in jüngerer Zeit durch ministerielle Aktivitäten entwickelt worden (z. B. durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen des Programms „Forschung für die Nachhaltigkeit“ oder der Förderschwerpunkte „Ökonomie des Klimawandels“ und „System Erde“; s. http://www.foerderinfo.bund.de/de/386.php; Zugriff: 10.5.2010).

Demgegenüber sind genuin sozialwissenschaftliche Ansätze zu einer eigenständigen Vulnerabilitäts- oder Resilienzforschung bislang nur in Umrissen, teilweise sogar in ausgesprochenen Nischendiskursen erkennbar geworden. Eine ähnlich markante Formel wie für die umweltwissenschaftlich inspirierte Forschung kann hier noch nicht ausgemacht werden. Vulnerabilität (verstanden als Verletzlichkeit von Menschen und Gegenständen angesichts von Gefährdungen) und Resilienz (verstanden als widerständige, strukturstabilisierende, regenerative Reaktionen auf Gefährdungen oder Schädigungen) werden sowohl hinsichtlich ihrer Verursachung als auch ihrer Folgen aus sehr heterogenen Perspektiven heraus definiert und im Diskurs lanciert. Ein vager Konsens scheint jedoch in der Überzeugung zu bestehen, dass Vulnerabilität und Resilienz nicht per se existieren, sondern das Ergebnis sozialer Prozesse und sozialer Konstruktionen der Wirklichkeit sind, die wiederum mit Machtverteilungen und dem Zugriff von Individuen und Gruppen auf ungleich verteilte Ressourcen in Zusammenhang stehen (vgl. Bohle/Glade 2007).

Insofern existiert eine gewisse Nähe zur sozialwissenschaftlichen Risikoforschung, die sich seit den 1980er Jahren als Antwort auf objektivistische Risikoverständnisse in der naturwissenschaftlichen Hazardforschung etabliert hat (vgl. Weichselgartner 2002). Gesellschaftliche und natürliche Phänomene werden im Rahmen konstruktivistischer Ansätze jeweils auf ihre gesellschaftliche Konstitution hin befragt; es wird davon ausgegangen, dass sie in Abhängigkeit von unterschiedlichen gesellschaftlichen Zuständen als mehr oder weniger prekär, existentiell bedrohlich, zu Schutzmaßnahmen herausfordernd, beherrschbar usw. definiert werden. Inwieweit nicht nur in Bezug auf Risikodefinitionen, sondern auch auf Vulnerabilitäts- und Resilienzverständnisse jeweils konkurrierende Deutungen, Deutungskonflikte und Ansprüche auf die Realisierung von Deutungsmacht verbunden sind, ist seitdem eine offene und spannende Forschungsfrage (vgl. Görg 2004). Ebenso ungeklärt ist die Frage, inwieweit die soziale Praxis der Etablierung von Vulnerabilität und Resilienz (z. B. als Gegenstände von Diskursen, Symbolbildungen und Institutionalisierungsprozessen) auch veränderte Ansichten auf soziale und physische Räume sowie mit ihnen verbundene Handlungsformen hervorbringt.

Angesichts der fortschreitenden Intensität und Geschwindigkeit, mit der die einschlägigen politischen Diskurse vorangetrieben werden ist eine Bestandsaufnahme der Perspektiven und Erträge der bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschung zum Themenfeld Vulnerabilität und Resilienz überfällig. Wenn im weiteren Verlauf der hier vorgenommenen Übersicht von sozialwissenschaftlichen Perspektiven die Rede ist, dann wird ein sehr weites Begriffsverständnis zugrunde gelegt. Es kommen nicht nur Forschungsansätze der sozialwissenschaftlichen Kerndisziplinen wie z. B. Soziologie, Psychologie, Ethnologie usw. zur Sprache, sondern auch interdisziplinäre Ansätze, die im Umfeld von Geographie, Humanökologie und anderen Überschneidungsbereichen zwischen Natur- und Sozialwissenschaften entstanden sind. Somit geraten unter anderem auch originär naturorientierte Perspektiven in den Blick; diese werden dann jedoch daraufhin befragt, in welcher Weise sie gesellschaftliche Phänomene thematisieren.

Unter dieser Maßgabe kann zunächst generell konstatiert werden, dass die Entwicklung der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung in der Vergangenheit eng mit zwei zentralen Forschungssträngen verbunden gewesen ist: zum einen der Humanökologie, die sich unterschiedlichen Betrachtungsweisen zur Mensch-Umwelt-Thematik verpflichtet fühlt, Anpassungen unterschiedlicher Gesellschaften an Naturrisiken thematisiert und ökologische Vulnerabilitäts- und Resilienzbegriffe auf soziale Systeme zu übertragen sucht (Adger 2000; Adger 2006; Dietz 2006; Folke et al. 2002), zum anderen der Entwicklungsländerforschung, die die Exposition und Verwundbarkeit armer Bevölkerungsschichten gegenüber existentiellen Risiken thematisiert (Bohle 2002; Bohle/O'Brien 2006; Schütte 2005; Borsdorf/Coy 2010). Darüber hinaus haben unterschiedliche geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Disziplinen (Soziologie, Psychologie, Sozialgeographie, Politikwissenschaften, sozialwissenschaftliche Stadtforschung u. a.) jeweils singuläre Ansätze zur Erforschung von sozialen Vulnerabilitäten und flexiblen Anpassungsformen an Herausforderungen und Risiken entwickelt, die für eine künftige Ausgestaltung des Themenfelds im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Raumforschung interessant sein können.

Im Folgenden werden die wichtigsten Forschungsstränge hinsichtlich der verwendeten Begrifflichkeit, der jeweiligen theoretischen Grundlegungen und der dominanten Denkfiguren skizziert. Dabei sind nur diejenigen Ansätze berücksichtigt worden, die sich ausdrücklich der Begriffe „Vulnerabilität" und „Resilienz" bedienen. Konzeptionelle Zugriffe auf gesellschaftliche Probleme, die in der Nähe der mit diesen Begriffen bezeichneten Phänomene liegen, aber nicht ausdrücklich bzw. in ähnlicher Weise auf die Latenz sozialer Probleme (z. B. sozialer Ungleichheit und sozialräumlicher Disparitäten) abheben, werden nicht referiert.[2]

2 Perspektiven und zentrale Gegenstände der bisherigen Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung

2.1 Mainstream

2.1.1 Humanökologie

Die humanökologische Basisperspektive auf Vulnerabilität und Resilienz lässt sich mit der Frage nach den Reaktionen „des" Menschen auf Risiken und eingetretene Katastrophen (Erdbeben, Überschwemmungen, Stürme, Dürren, Bodenunfruchtbarkeit etc.) umreißen. Der zugrunde gelegte Risikobegriff wird in der Regel aus der geographischen Hazardforschung übernommen. Risiken beruhen in dieser Lesart im Unterschied zu objektiv gegebenen Naturgefahren jeweils auf Konventionen, die sich in der Interaktion von Mensch und Natur herausgebildet haben (White 1974: 4; Kates 1994: 78; Blaikie et al. 1994: 4; Wisner et al. 2004; Weichselgartner 2002: 173). Sie sind somit stets das Ergebnis von gesellschaftlich gepräg-

[2] Zur Definition und den Implikationen des Latenzproblems s. unten, S. 15 ff.

ten Bewertungen und Einschätzungen von Gefahren. Diese Sichtweise unterscheidet sich von den objektivistischen Ansätzen der natur- und ingenieurwissenschaftlichen Risikoforschung dadurch, dass sie nicht lediglich eine einseitig externe, „natürliche“ Verursachung von gesellschaftlich relevanten Risiken und Schäden annimmt (vgl. Plate/Merz 2001), sondern auch eine Wechselbeziehung zwischen Natur und Gesellschaft unterstellt. Im Anschluss an diese Perspektive verstehen die Vertreter der Humanökologie unter Vulnerabilität eine potentielle (in einigen Forschungsansätzen auch: faktisch eingetretene) Beeinträchtigung sozialer Systeme und Lebensweisen, die entweder nicht vorhergesehen oder nicht kompensiert werden kann. Soziale Resilienz bedeutet im Umkehrschluss eine erfolgreiche Anpassung an Naturrisiken dergestalt, dass Schädigungen und Funktionsbeeinträchtigungen vermieden oder ausgeglichen werden können.

Angelsächsische Debatten fußen weitgehend auf dem Versuch, biologistische Grundannahmen (z. B. aus der Ökologie) mit interdisziplinären Anleihen bei Psychologie, Soziologie und anderen Disziplinen zu verbinden (Young 1989). Ökosysteme und soziale Systeme werden dabei als unmittelbar miteinander korrespondierend angesehen (Marten 2001). Trotz einiger Ähnlichkeiten hinsichtlich des Entwurfs des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft sind nur wenige Bezugnahmen auf die aktuellen Betrachtungsweisen der deutschen Humanökologie erkennbar. In der deutschsprachigen Debatte sind theoretische Überlegungen weniger auf die gesellschaftliche Produktion von Vulnerabilität und Resilienz als vielmehr auf unmittelbare Austauschprozesse zwischen Natur und Gesellschaft ausgerichtet (Steiner 1997; Meusburger/Schwan 2003). Dabei wurden überkommene epistemologische Dilemmata der traditionellen Geographie teilweise fortgeschrieben. Dies kommt besonders in der deutschsprachigen Debatte zur „Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie“ mithilfe einer jüngeren Positionsbestimmung der Humanökologie deutlich zum Ausdruck (vgl. die Beiträge in Meusburger/Schwan 2003, bes. Steiner 2003: 46). Das Anliegen der neuen Humanökologie besteht in einer posthumen Verarbeitung der programmatischen Trennung der Kategorien Natur und Gesellschaft, die mit dem Geographentag Kiel 1969 in symbolträchtiger Weise vollzogen wurde. War die traditionelle Geographie zuvor mit dem Landschaftsparadigma mehr oder weniger der Idee der Totalität sowie der Synthese von Natur und Kultur verpflichtet gewesen (Hard 2009: 279), so trat mit dem neuen Selbstverständnis der Humangeographie als einer besonderen (d. h. raumbezogenen) Sozialwissenschaft eine Dichotomisierung des geographischen Weltbildes wie auch der akademischen Teilkulturen in natürliche/physische und gesellschaftliche Bereiche ein. Gegen diese Trennung argumentieren die Vertreter der neuen Humanökologie mit dem Hinweis auf einen „gesellschaftlichen Metabolismus“, der das Mensch-Umweltverhältnis präge (Weichhart 2003). Dabei wird die Annahme der älteren Humanökologie, dass es sich bei „Natur und Kultur“ oder „Natur und Mensch“ um ontologisch differente Kategorien handele, deren Unvereinbarkeit nur durch eine Geographie als „Brückenfach“ überwunden werden könne, zunächst zurückgewiesen (Weichhart 2008: 59 unter Bezug auf Barrows 1923). Stattdessen wird darauf hingewiesen, dass Natur „aufgrund der Kolonisierung und Aneignung der Physis immanenter Bestandteil von Gesellschaft“ sei (Weichhart 2003: 39). Diese Hybridisierung von Gesellschaft entfalte sich in bestimmten „ac-

tion settings“, weshalb insbesondere eine handlungstheoretische Herangehensweise an Mensch-Umwelt-Beziehungen aussichtsreich sei (Weichhart 2003: 33 f; Weichhart 2008: 64).

Dieses Projekt wird von prominenten Vertretern einer handlungstheoretischen Geographie aufgrund fortbestehender epistemologischer Verortungsprobleme der Kategorie „Natur“ jedoch eher skeptisch beurteilt (vgl. Werlen/Weingarten 2003: 214). Insbesondere die aus den Umweltwissenschaften übernommene Hilfskonstruktion des Transaktionismus, d. h. die Annahme eines unmittelbaren Austausches zwischen Mensch und Umwelt (Zierhofer 2003: 86), sorgt für eine erhebliche Aufweichung potentiell einsetzbarer sozialwissenschaftlicher Theorieperspektiven. Von mehr oder weniger diffusen Wechselwirkungen und Hybridisierungen ontologisch nicht klar definierter Kategorien zu reden, impliziert eine Öffnung oder gar Auflösung von Begriffen oder Variablen, die zuvor der Bestimmung von Ursachen und Wirkungen vorbehalten waren. Offen bleibt dabei die Frage, ob mit dieser Öffnung eine neue Perspektive der kategorialen Unbestimmtheit (vgl. Klüter 2003: 223 ff) kreiert oder lediglich eine Neuauflage alter analytischer Weichstellen der geographischen Mensch-Umwelt-Betrachtungsweise präsentiert wird.[3]

Auch solche Kategorien, die andernorts bereits gesellschaftstheoretisch konsistent definiert worden sind, werden nun in die *nouvelle vague* der Humanökologie hineingezogen – jeweils mit dem Ziel, Anpassungsleistungen von Menschen, sozialen Systemen usw. an natürliche Herausforderungen zu konzipieren. So diskutiert Meusburger die bisherigen Verwendungsweisen und Reichweiten des Wissensbegriffs in Systemtheorie, Ökonomie und evolutionärer Lerntheorie mit dem Ziel, daraus einen humanökologischen Wissensbegriff abzuleiten, der als „Erklärungsvariable in den Mensch-Umwelt-Beziehungen“ taugen kann (Meusburger 2003). Während rationalistische Wissensbegriffe hier zu Recht als einseitig utilitaristisch oder unflexibel (da auf der Vorstellung linearer Wissensakkumulation beruhend) kritisiert werden, führt die Schlussfolgerung einer Ausweitung des Erkenntnisinteresses auf nichtlineare oder diskontinuierliche Formen des Wissenserwerbs sowie auf eingeschränkte Rationalitäten allerdings nicht direkt auf die genauere Analyse der sozialen Prozesse und Kontexte des Wissenserwerbs hin, sondern lediglich auf die Frage nach der (eher unbestimmbaren) Anpassung „des“ Menschen an seine Umwelt.

Mit Bezug auf den Zusammenhang von Vulnerabilität, Wissen und Adaptionshandlungen von Individuen und Gruppen wird diese Perspektive von Weichselgartner (2006) auf den Ge-

---

[3] Mehr noch: Trotz der absolvierten theoretischen Revirements droht ein Rückfall in ältere Rhetoriken des geographischen Common Sense. Wenn Weichhart davon spricht, „dass von bestimmten Gegebenheiten der physisch-materiellen Welt zweifellos spezifische Rückwirkungen auf gesellschaftliche Gegebenheiten verursacht werden“ – freilich nicht im Sinne eines Determinismus – entsteht der Verdacht, dass hier der Versuch einer Rehabilitierung älterer – weitgehend theoriearmer – holistischer Betrachtungsweisen der Geographie mit den Mitteln eklektizistischer ad-hoc-Theoretisierungen unternommen wird (vgl. Eisel 2009: 26; zu den epistemologischen Unzulänglichkeiten einer integrativen Umweltwissenschaft s. auch Hard 1992: 39).

genstand „Naturkatastrophen“ angewendet. Vulnerabilität und eingetretene Katastrophen werden als Belege für das Vorliegen von Nichtwissen begriffen, oder auch als Beleg „für Wissen, dessen Gültigkeitsdatum abgelaufen ist, für den verfehlten Einsatz unzureichender Wissensmodelle, für das Scheitern von Wissenskonstruktionen“ (Weichselgartner 2006: 23). Angesichts der zunehmenden Komplexität und der Beschleunigung globalen Wandels komme es somit darauf an, das Anpassungsvermögen sozialer Systeme an Umweltveränderungen mithilfe „verbesserter“ Wissensgrundlagen zu erhöhen. Dabei müsste vermehrt auf vernetztes anstatt linear akkumuliertes Wissen zurückgegriffen werden. Hinweise auf konkrete Ansatzpunkte für Analysen und praktische Interventionen werden von Weichselgartner jedoch kaum gegeben. Stattdessen betont er, dass „gesellschaftliche *und* natürliche Faktoren sowie sozial- *und* naturwissenschaftliche Modelle gleichermaßen berücksichtigt und damit Naturrisiken innerhalb eines Gesamtkonzeptes thematisiert“ werden sollten (Weichselgartner 2006: 25; Hervorhebungen im Original).

Derartige Perspektiven auf Vulnerabilität und Resilienz bleiben somit in der Regel ohne besonders tief reichende gesellschaftstheoretische Verankerung. Die ökonomische, politische und soziale Verursachung von Vulnerabilität wird zwar häufig pro forma benannt – meist in Form der Aufzählung möglicher Faktoren einer unzureichenden oder missglückten Anpassung – jedoch werden die jeweiligen Reflexionen und empirischen Analysen oft nur mittelbar oder überhaupt nicht von den zuvor zitierten theoretischen Ansätzen angeleitet. Insbesondere materialistische Erklärungen für die Entstehung spezifischer Umgangsweisen mit natürlicher und sozialer Umwelt, für dahinter liegende Interessen, ökonomische und politische Verhältnisse, Machtkonstellationen und daran geknüpfte soziale Konflikte werden – mit Ausnahme der Überschneidungsbereiche zur Entwicklungsländerforschung – kaum bemüht.

Ein weiterer Versuch, soziale Systeme im Zusammenhang mit den Kategorien Vulnerabilität und Resilienz aus humanökologischer Sicht zu thematisieren, erfolgt im Rahmen der Resilienztheorie von Davidson-Hunt/Berkes (Davidson-Hunt/Berkes 2000; s. auch Berkes et al. 2003). Hier wird die Frage nach der Anpassungsfähigkeit nicht primär von der Kategorie „Mensch“ hergestellt, sondern in Umkehrung der Blickrichtung von der „Natur“ aus. Dabei wird ein (natur-)ökologischer Resilienzbegriff per Analogieschluss auf soziale Systeme übertragen. Abgesehen von den enormen erkenntnistheoretischen Unsicherheiten, die mit der Formulierung von „frei schwebenden“ Analogien zu naturwissenschaftlichen Modellen verbunden sind, kommen gesellschaftstheoretische Annahmen (im Sinne von Aussagen über die Struktur konkreter historischer Gesellschaften) hier nicht vor.

Weitere Varianten humanökologischer Perspektiven sind in der angelsächsischen Anthropologie und Archäologie formuliert worden. Hier werden zum einen langfristige Anpassungszyklen von Gesellschaften an natürliche Herausforderungen untersucht (Walker et al. 2004), zum anderen werden die Folgen solcher Zyklen für die Beschaffenheit historischer Landschaften und Gesellschaften modelliert (Redman/Kinzig 2003).

Alle letztgenannten Ansätze haben gemeinsam, dass ein differenziertes Gesellschaftsverständnis fehlt und stattdessen entweder Merkmalskategorien („Mensch“, „Natur“) miteinander

verglichen oder ex ante Analogien zwischen natürlichen und sozialen Systemen behauptet werden. Zudem sind sie überwiegend solchen Modellogiken verpflichtet, die sowohl Natur als auch Gesellschaft als ein ontologisches „taken for granted“ nehmen. Dabei wird nicht nach der sozialen Konstruktion von natürlicher und gesellschaftlicher „Realität“ gefragt, sondern umstandslos nach evidenten Strukturen gesucht.

2.1.2 Taxonomische Ansätze und handlungsbezogene Perspektiven

Hinsichtlich der Unbestimmtheit der Kategorien trifft sich diese theoretisch etwas stärker reflektierte Forschungsrichtung mit Ansätzen einer integrierten Mensch-Umwelt-Forschung, die eher auf die Modellierung von sozialer Vulnerabilität entlang der Basiskategorien der Hazardforschung hin ausgerichtet sind (z. B. solcher Kategorien wie Schadensanfälligkeit, Sensibilität, Adaptivität und Exposition gegenüber Naturgefahren; vgl. IPCC 2001). Dabei werden diese – ursprünglich an naturwissenschaftlichen Modellen entwickelten - Kategorien in Richtung „gesellschaftliche Verarbeitung natürlicher Risiken und Stressoren“ verlängert (z.B. von Turner et al. 2003). Hierbei entstehen nicht nur „Verwundbarkeitsmodelle für gekoppelte Mensch-Umwelt-Systeme“, die jeweils Umweltreize und gesellschaftlich vermittelte Reaktionen bzw. Anpassungen bilanzieren (so z. B. das Modell von Turner et al. 2003, dargestellt in Bohle/Glade 2007: 110 f.); es werden auch Taxonomien und Indikatorenkataloge entwickelt, mit deren Hilfe jeweils Deskriptionen, die Bewertung unterschiedlicher Vulnerabilitätsgrade sowie intuitive Interpretationen der menschlichen Reaktionen auf Katastrophen und Risiken vorgenommen werden können (s. exemplarisch Adger 2006; Murphy 2004). Anhand vorliegender Statistiken und Merkmalskataloge werden einerseits quantitative Vulnerabilitätsindizes entwickelt; andererseits werden auch Klassifikationen sozialer Anpassungsformen (d. h. sozialer Resilienz) und zurechenbarer Lernprozesse vorgenommen (Dietz 2006; Folke et al. 2002). Kritische Anmerkungen zu disziplinären Versuchen der Messung von Vulnerabilität verweisen auf das kaum lösbare Problem des empirischen Reduktionismus: „Selbst einfache soziale Systeme, wie z. B. ein Haushalt, sind einfach zu komplex, um alle Variablen von Verwundbarkeit wirklich erfassen zu können…“ (Bohle/Glade 2007: 110; s. auch Alwang et al. 2001: 25).

Eine stärker handlungsbezogene Differenzierung des Vulnerabilitätsbegriffs in einen externen und einen internen Aspekt der Vulnerabilität findet sich bei Timmerman (1981) und Chambers (1989). Die externe Seite kommt demnach in der Exposition von Individuen und Gruppen gegenüber faktischen Risiken, Schocks und Stressoren zum Ausdruck, während die interne Seite in der Hilflosigkeit des Subjekts und seiner Unfähigkeit zur angemessenen Reaktion auf Schädigungen, Verluste usw. (*coping*) besteht.

Gemeinsam ist diesen Blickrichtungen, dass konkrete gesellschaftliche Verhältnisse nur ansatzweise in den Blickpunkt der jeweiligen Analysen gelangen. Individuelles Handeln, gesellschaftliche Praxis und Strukturen werden eher schematisch theoretisiert und mithilfe weniger Kategorien zueinander in Beziehung gesetzt. So werden bspw. von Timmerman allgemeine

gesellschaftliche Reaktionsweisen auf Hazards und Risiken sowie ihre Basislogiken modelliert (Timmerman 1981: 4 ff., diskutiert von Kuhlicke 2008: 26 f.), wobei gesellschaftliche Strukturen und Prozesse nicht konkret erklärt, sondern pauschal auf abstrakte Entwicklungs- und Funktionslogiken zurückgeführt werden. Der Verweis auf die individuelle Handlungsfähigkeit relevanter Akteure wird daher weitgehend abgekoppelt von möglichen Fragen nach ihrer konkreten sozialen Verursachung; individuelles Handeln erscheint daher eher als Folge psychischer (Anpassungs-)Reflexe auf Risiken denn als Praxisform, die in konkrete gesellschaftliche Verhältnisse und Strukturen eingebettet ist.

Trotz dieser ursprünglichen Einschränkungen wurde insbesondere Chambers' Vulnerabilitätsbegriff in der Rezeption durch die deutschsprachige Verwundbarkeitsforschung für kompatibel mit einer ganzen Reihe anderer, z. T. recht heterogener Ansätze zur Erklärung von Vulnerabilität gehalten. So wurde die von Chambers vorgenommene Differenzierung in äußere Bedrohung und interne Bewältigungsmechanismen von Bohle (Bohle 2001; Bohle/Glade 2007: 102) genutzt, um einen generellen Gültigkeitsanspruch der These der Doppelstruktur von Verwundbarkeit zu postulieren. Die externe Seite sei durch die Exposition gegenüber Risiken und Gefahren gekennzeichnet; hierfür seien humanökologische Perspektiven ebenso erklärungsrelevant wie auch politisch-ökonomische Ansätze und die Verfügungstheorie (Entitlement-Ansatz, s. Sen 1981) der Entwicklungsländerforschung. Die interne Seite sei mit Bewältigungsformen verbunden, die jeweils durch Krisen- und Konflikttheorien und Handlungstheorien erschlossen werden könnten.

2.1.3 Entwicklungsländerforschung: Livelihood-Ansatz, politische Ökonomie und Sozialkapitalansatz

Eine dezidiert gesellschaftswissenschaftliche, auf soziale Strukturen und Praxisformen gleichermaßen gerichtete Perspektive wird von Forschungsansätzen vertreten, die sich in der Entwicklungsländerforschung unter Bezugnahme auf theoretische Ansätze der Politischen Ökonomie, der Politischen Ökologie und des Sozialkapitalansatzes entwickelt haben. Hier werden von einer stabilen gesellschaftstheoretischen Basis aus jeweils Fragen zur Beschaffenheit und Herkunft spezifischer Bewältigungsformen existentieller (d. h. vor allem sozial und ökonomisch verursachter) Risiken und Krisen formuliert.

Der bislang traditionsreichste Ansatz ist im Zusammenhang mit Analysen zur Entwicklung von Armut sowie den Lebenslagen benachteiligter Bevölkerungsgruppen in Entwicklungsländern formuliert worden. Armut wird hier sowohl als Ergebnis wie auch als Bedingung einer strukturell verursachten sozialen Verletzlichkeit der Akteure begriffen (Bohle et al. 1994; Bohle 2002; Bohle/O'Brien 2006; Watts/Bohle 1993; Watts/Bohle 2003; Wisner 2004). Vulnerabilität besteht demzufolge für Individuen und soziale Gruppen in der Prekarität und Gefährdung des Zugangs zu existentiell notwendigen Ressourcen (Einkommen, Nahrung, Wasser usw.). Der zur Erklärung herangezogene Livelihood-Ansatz führt Vulnerabilität auf systemisch verursachte Marktkrisen, soziale Ungleichheit, strukturell bedingte Benachteiligungen und die

mangelnde politische Partizipation der betroffenen Gruppen zurück. Von besonderer Bedeutung ist daher die implizierte Machtperspektive, die jeweils die Frage nach der Kopplung von strukturellen Asymmetrien und gesellschaftlichen Verteilungskämpfen aufwirft.

Eine Variante dieser Basisperspektive beruht auf dem Versuch, den Livelihood-Ansatz mit ausgewählten Fragestellungen der Humanökologie sowie der Hazardforschung zu verknüpfen (Blaikie et al. 1994; van Dillen 2002; van Dillen 2004; Adger/Kelly 2001). Van Dillen geht es darum, Wechselwirkungen zwischen sozialer Struktur und natürlichen Ereignissen vor dem Hintergrund materialistischer Konzepte sozialer Vulnerabilität zu interpretieren. Als vulnerabel werden grundsätzlich solche Menschen angesehen, deren existentielle Sicherheit und Überlebensfähigkeit durch Deprivationen bedroht ist. Naturkatastrophen treten dabei hauptsächlich als Faktoren auf, die die Vulnerabilität der betroffenen – meist statusniedrigen – Gruppen zusätzlich erhöhen, indem sie zur Verknappung ihrer Ressourcen beitragen. Dadurch rutschen die betroffenen Haushalte unter die Armutsgrenze und geraten in zumeist lebensbedrohende Existenzkrisen (van Dillen 2002: 64). Während dieser Ansatz somit fest im Livelihood-Konzept verankert ist und zusätzliche „Stressoren“ der Lebensführung thematisiert, fordern Blaikie et al. aus der Sicht der ökologisch orientierten Hazardforschung dazu auf, die zuvor eher unspezifisch definierte Anpassungsfähigkeit von Individuen oder Gruppen an Naturrisiken dezidiert auf Livelihood-Aspekte und den sozioökonomischen Status der Betroffenen zurückzuführen (Blaikie et al. 1994: 9).

Zwischen Livelihood-Ansatz, ökologischen Denkfiguren des Hazard-Konzepts, politischer Ökonomie und institutionentheoretischen Versatzstücken pendelt der Versuch von Adger/Kelly (2001), soziale Vulnerabilität begrifflich und konzeptionell zu fassen. Ihre Basisidee basiert auf Bezugnahmen zum sog. Entitlement-Ansatz (Sen 1982), der die institutionell abgesicherten oder gesetzlich garantierten Ansprüche von Individuen und Gruppen auf die Nutzung von Ressourcen als wesentlichen Faktor sozialer Vulnerabilität theoretisiert. Komplexe Wechselbeziehungen zwischen sozialen Normen, politischen Institutionen, der Verfügbarkeit von Ressourcen und Technologien sowie unterschiedlichen Formen sozialer Ungleichheit erzeugen unterschiedliche Formen und „Architekturen“ von *entitlements,* die wiederum unterschiedliche Fähigkeiten zur Anpassung an Naturrisiken und dadurch erzeugten Stress nach sich ziehen (Adger/Kelly 2001: 20). Auffällig ist, dass die aus *hazards* entstehenden externen Stressoren nicht auf ihren sozialen Konstruktcharakter hin befragt werden – sie werden als gesetzte, quasi natürliche Größen verstanden, die in eine Maschinerie der gesellschaftlichen Verarbeitung eingespeist werden. Damit wird – trotz aller gesellschaftstheoretischen Bezugnahmen – die essentialistische Basisperspektive, das „taken for granted“ der Humanökologie reproduziert. Letztlich wird damit der theoretische Erklärungsanspruch auf der gesellschaftsbezogenen Seite des Ansatzes wieder partiell zurückgenommen.

Wesentlich konkreter auf gesellschaftliche Verhältnisse, die Lebenslagen einzelner sozialer Gruppen sowie deren Einbettung in die jeweils vorzufindenden Machtverhältnisse gehen die Ansätze zum Problem der „Poverty Resilience“ ein (Devereux 2001; Prowse 2003; Friedmann 1992; Pelling 2003), und zwar mit erklärter emanzipatorischer Absicht. Hier steht die Entwicklung von Handlungsalternativen und Handlungsmacht für strukturell benachteiligte

Gruppen („empowerment“) im Mittelpunkt des Interesses. Unter dem Stichwort „Community-based risk reduction“ werden insbesondere die Möglichkeiten der Selbstorganisation lokaler Gemeinschaften mit dem Ziel der Minimierung existentieller Risiken der Lebensführung sondiert (Pelling 2003).

Hinsichtlich möglicher Forschungsprogrammatiken viel versprechend, aber in konzeptioneller Hinsicht recht unterschiedlich konturiert sind die bisherigen Versuche, die Praxistheorie Pierre Bourdieus analytisch in Stellung zu bringen. Noch vage und stellenweise spekulativ hebt Sakdapoldrak (Sakdapolrak 2007) auf die mögliche Bedeutung des Bourdieuschen Feldbegriffs (Bourdieu/Wacquant 1996) ab. Er postuliert ein Feld sozialer Vulnerabilität gegenüber externen Stressoren („field of social vulnerability towards stressors“). Die zentrale Annahme lautet, dass dieses Feld über eine besondere Kapital-, Macht- und Institutionenausstattung verfüge sowie durch Wettbewerb und Konflikt hinsichtlich der Bewältigung von sozialer Vulnerabilität gekennzeichnet sei (Sakdapolrak 2007: 56).

Detaillierter und mit stärkerem Bezug auf Bourdieus Begriff des Sozialkapitals argumentieren hingegen Bohle (2005) und Deffner (2007), wenn sie theoretische Überlegungen zu Problemen der Stadtentwicklung sowie existentiell bedrohten Bevölkerungsgruppen in Entwicklungsländern anstellen. Deffner rezipiert Bourdieus Theorie der Praxis sowie das darin enthaltene Kapitalkonzept (Bourdieu 1983, 1991, 1993, 1998) dahingehend, dass soziale Vulnerabilität in Abhängigkeit von der Verfügbarkeit von Ressourcen, Handlungsspielräumen und der Erreichbarkeit sozialer Positionen innerhalb eines konkreten sozialen Raumes definierbar wird (Deffner 2007: 210). In diesen relationalen Raum sind ebenso wie in den Habitus der Individuen jeweils objektive Machtstrukturen eingeschrieben. In den Großstädten der Entwicklungsländer verdichten sich soziale Polarisierungen und das verräumlichte Nebeneinander sozialer Positionen zu scharfen Segregationen, wuchernden Marginalsiedungen und Gated Communities. Diese sozialräumlichen Strukturen stellen Risiko- und Sicherheitsräume mit ihren jeweils eigenen Praxisformen und Symbolisierungen dar (a.a.O.: 214). Die betreffenden Räume (z. B. die Favelas brasilianischer Städte) bergen das Risiko, aufgrund von Stigmatisierungsprozessen und der Bildung von Negativ-Images zu dauerhaft benachteiligenden und Gewalt fördernden Räumen zu werden. Hier konzentrieren sich Individuen und soziale Gruppen, die hinsichtlich der Verfügbarkeit über unterschiedliche Kapitalformen (soziales, kulturelles, ökonomisches Kapital) unterprivilegiert sind.

Während Deffner mit Blick auf vertikale soziale Beziehungen lediglich den mangelnden Erwerb von Sozialkapital (z. B. im Sinne der Zugehörigkeit zu einflussreichen sozialen Netzwerken) problematisiert, diskutiert Bohle auch die Leistungsfähigkeit von Sozialkapital für die Selbsthilfe und Risikominimierung verwundbarer Gruppen in Entwicklungsländern auf horizontaler Ebene, d. h. mit Bezug auf die Relationen innerhalb ein und derselben sozialen Schichtungsebene oder einer statushomogenen Gemeinschaft (Bohle 2005). Außerdem prüft er die Verwendbarkeit von handlungsorientierten Sozialkapitalkonzepten unterschiedlicher Herkunft. Diskutiert werden zum einen die handlungs- bzw. praxisorientierten Konzepte von Bourdieu und James Coleman (Coleman 1990), zum anderen aber auch stärker strukturorientierte Konzepte (Robert Putnam 1993, 1995). Bohles These lautet, dass die handlungsori-

entierten Ansätze die Verfügbarkeit von sozialen Beziehungen und Netzwerken, Vertrauen, Solidarität usw. eher als *individuelle Ressourcen* konzipierten, die jeweils von benachteiligten oder armen Personen zur Bewältigung von existentiell bedrohlichen Situationen oder Krisen genutzt werden könnten. Die unmittelbar reziproken Beziehungen der Individuen würden für die Armen meistens die letzte verfügbare Ressource der Überlebenssicherung darstellen, wenn andere – insbesondere materielle – Ressourcen nicht mehr zur Verfügung stünden. Da die individuelle Verfügbarkeit des Sozialkapitals bei Bourdieu unmittelbar aus gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Klassenbeziehungen abgeleitet sei und kulturelle Praktiken somit jeweils strukturell geerdet würden, könnten wichtige Forderungen nach der Rekonstruktion von Verflechtungen zwischen Handeln und Struktur im Sinne Giddens' (Giddens 1988) erfüllt werden. Demgegenüber würden strukturorientierte Ansätze das Sozialkapital eher als *kollektive Ressource* definieren, die auf stärker institutionalisierten Vertrauensformen und Normen beruht. Sozialkapital als „Kennzeichen gesellschaftlichen Lebens in Form von Netzwerken, Normen und Vertrauen" werde dann eher dazu benutzt, effizienter zusammenzuarbeiten, gemeinsame Ziele zu erreichen und zweckgerichtet zu handeln (Bohle 2005: 67). So sei die Realisierung von Handlungszielen, die mit der politischen Partizipation und dem *empowerment* für benachteiligte Gruppen verbunden sind, eher mit strukturorientierten Sozialkapitalkonzepten erklärbar. Insbesondere an diesen Ansätzen werde deutlich, dass Sozialkapital in Entwicklungskontexten häufig als Mehrebenenproblem auftrete und unterschiedliche Handlungsfelder im Kontext von Nachbarschaft, Verwandtschaft und sozialen Gruppenkonflikten – bis hin zu politischen Auseinandersetzungen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen – berühre. Diese Mehrebenenprobleme seien bislang jedoch zuwenig erforscht worden.

Weitere Defizite der Sozialkapitalansätze bestehen Bohle zufolge in fehlenden Versuchen, Handlung und Struktur systematisch miteinander zu verknüpfen, sowie in der unzureichenden Berücksichtigung der politischen Funktionen von Sozialkapital. So würden insbesondere die unsozialen Schattenseiten von Sozialkapital zuwenig diskutiert. „Dunkles" Sozialkapital könne im Ausschluss von Akteuren aus Netzwerken (z. B. ethnischen Netzwerken) und in Repressionen gegenüber einzelnen Individuen und Gruppen bestehen, „perverses" Sozialkapital sogar in der Entstehung von mafiösen Verbänden und kriminellen Vereinigungen (Bohle 2005: 70). Bestimmte kollektive Reaktionen auf Verwundbarkeit und Versuche der Emanzipation aus unterprivilegierten Verhältnissen könnten in eine „unheilvolle Verkoppelung von Kultur, Macht und Raum" (a.a.O.: 78) sowie in undemokratische Entwicklungen hinein führen.

Stärker auf Globalisierungsprozesse, die von ihnen transportierten neoliberalen Ideologien und die von ihnen ausgehenden Fragmentierungsprozesse heben jüngere Ausläufer der Megastadt-Forschung ab. *Global player* und ihre privaten Kapitalverwertungsinteressen verschärfen demzufolge soziale Inklusions- und Exklusionsdynamiken und erzeugen urbane Sicherheitsprobleme. Die Inklusions- und Exklusionsprozesse werden zugleich als Faktoren der Generierung räumlicher Ressourcen (segregierter Areale, Zonen des ökonomischen Überlebens und der sozialen Reproduktion etc.) begriffen, mit denen unterschiedliche Grup-

pen einer Vielzahl von Risiken begegnen (Borsdorf/Coy 2010: 344 f.). Den Orten der Inklusion bzw. Exklusion innerhalb der Megastädte kommt somit eine große Bedeutung für die Entstehung fragmentierter Strukturen innerhalb der Megastadt wie auch der Fähigkeit ihrer Bewohner zur Bewältigung von Risiken zu. Mit Bezug auf den von Ulrich Beck in die Debatte geworfenen Begriff der Weltrisikogesellschaft (Beck 2007) wird der ursprünglich anformulierte gesellschaftstheoretische Bezug von Borsdorf/Coy dann allerdings wieder halb zurückgenommen – Risiken werden nämlich allerorten und in vielfältigen Varianten lokalisiert, als Georisiken, soziale Risiken, politische Risiken, ökonomische Risiken usw. (Borsdorf/Coy 2010: 345), ohne dass ihre Verursachung sowie auch die Bewältigungsformen der jeweiligen sozialen Gruppen weiter erklärt werden.

2.2 Disziplinäre Einzelansätze

2.2.1 Mikrosoziologie, Ethnologie und Entwicklungspsychologie

Auf der sozialen Mikroebene werden Vulnerabilität und Resilienz aus unterschiedlichen Disziplinen heraus thematisiert, und zwar hauptsächlich als Problem der Sozialisation, der Familienstrukturen und Geschlechterverhältnisse, des Alterns sowie des Durchlaufens von Statuspassagen und Lebenszyklusphasen.

Die Verletzlichkeit von Kindern aufgrund eingeschränkter Rechte, körperlicher Unterlegenheit und der Abhängigkeit von Erwachsenen wird aus soziologischer Perspektive von Christensen (2000) thematisiert. Die einschlägige Kindheitsforschung definiert Vulnerabilität in erster Linie als Verletzlichkeit des kindlichen Körpers, über den Erwachsene in mehrfacher Hinsicht verfügen. Aufgrund ihrer körperlichen Unterlegenheit oder Schwäche werden Kinder eher als Erwachsene Opfer von Domination und Gewalt; dem kindlichen Körper kann somit leichter Schaden zugefügt werden. Um das volle Ausmaß der Verletzlichkeit analysieren zu können, wird gefordert, dass Kinder als eigenständige sozial Handelnde konzipiert werden müssen, die in gleicher Weise wie Erwachsene mit Menschenrechten ausgestattet sind.

Aus medizinethnologischer Sicht wird individuelle Vulnerabilität vor allem im Zusammenhang mit Migrationsprozessen thematisiert (Obrist 2006; Eeuwijk/Obrist 2006). Vulnerabilität wird dabei als Anfälligkeit für – häufig psychosomatische - Erkrankungen definiert, die aufgrund der besonderen psychosozialen Stressbelastung entstehen, denen Migranten ausgesetzt sind. Auch hier steht die Verletzlichkeit des Körpers im Mittelpunkt der Betrachtung. Weitere Faktoren der Vulnerabilität werden in Alterungsprozessen gesehen, die mit potentiellen Beeinträchtigungen der Gesundheit einhergehen. Als kategoriales Gegenstück wird Resilienz definiert, und zwar als Widerstandskraft oder Ich-Stärke, die eine Gesundung oder Gesunderhaltung ermöglicht.

Auf Prozesse der psychischen Gesundung im Gefolge von Traumata, Schocks oder starken Deprivationen konzentrieren sich Autoren wie Welter-Enderlin/Hildenbrand (2008), Wustmann (2004) und Zander (2009). Auf der Grundlage entwicklungspsychologischer und sozia-

lisationstheoretischer Theoreme werfen sie die Frage auf, weshalb es insbesondere Kindern und Heranwachsenden gelingt, auch mit großen Handicaps und Beeinträchtigungen der Lebensführung zurecht zu kommen. Resilienz wird dabei nicht nur als Fähigkeit zur Kompensation von körperlichen, seelischen und geistigen Funktionsstörungen bzw. Defiziten begriffen, sondern darüber hinaus generell als „Gedeihen“ unter widrigen Umständen definiert. Mit Bezug auf die Sozialisation von Flüchtlingskindern und Kindern armer Familien in Entwicklungsländern war Resilienz zuvor bereits in ähnlicher Weise thematisiert worden (Werner 1971; Werner/Smith 1993; Caplan et al. 1989). Allerdings stand hier eine ethnographische Sicht auf biographische Passagen und die Bewältigung von Handicaps innerhalb individueller Lebensläufe im Vordergrund.

2.2.2 Vulnerabilität und Resilienz auf der sozialen Mesoebene

Perspektiven, die stärker auf die soziale Mesoebene zwischen den Kategorien „Handlung“ und „Struktur“ abheben, sind in dreierlei Hinsicht zu verzeichnen: als Rekonstruktion der Bildung von vulnerabilitäts- und resilienzfördernden Institutionen, als Erforschung der Rolle von sozialen Netzwerken für das Management von Krisen und als Inwertsetzung des Strukturationsansatzes Giddens’ für die Analyse von Umverteilungskonflikten.

Soziologischen Versuchen angelegt, die Bildung von sozialen Institutionen zum Schutz von Menschenrechten theoretisch zu erfassen (Turner 2006). Ausgehend von der These, dass fundamentale Rechte, z. B. das Recht auf Leben, körperliche Unversehrtheit usw. beständig bedroht sind, wird die Bildung sozialer Institutionen zum Schutz dieser Rechte als Voraussetzung für die Stabilität bürgerlicher Gesellschaften postuliert. Analysen relevanter Institutionenbildungen beziehen sich einerseits auf die soziale Ungleichheit innerhalb einer Gesellschaft und den gesellschaftlichen Umgang mit machtdefizitären Minderheiten, andererseits auf interkulturelle Vergleiche der gesellschaftlichen Regulation von Gewalt, Kriegsführung und Terrorismus. Besonderes Augenmerk wird auf die Analyse der Prekarität der sozialen Institutionen gelegt, die jeweils Menschenrechte garantieren sollen (Turner 2006: 28). Charakteristisch für diesen Ansatz ist, dass der Begriff „Resilienz“ aufgrund seiner offensichtlichen Redundanz nicht verwendet wird. Die Thematisierung individueller und gruppenspezifischer Anpassungen an Situationen, in denen Menschenrechte verletzt werden, würde Resilienz als inhaltsleere (da nicht mit „good practice“ zu verbindende) Kategorie zurücklassen.

Ebenfalls auf die gesellschaftliche Mesoebene zielt ein Ansatz, der Kooperationsstrukturen und Netzwerke innerhalb der Netzwerkgesellschaft als Medium der Anpassung an gesellschaftliche Herausforderungen und Krisen begreift (Granatt et al. 2006). Entstanden aus einer Kritik an politischen Handlungsansätzen des Krisenmanagements in Großbritannien, geht der Ansatz auf die Heterogenität von Entscheidungsstrukturen und die Bedeutung von Netzwerken für Entscheidungsfindungen in Krisensituationen ein. Resilienz wird dabei als kollektive Handlungsfähigkeit auf der Basis des Zusammenführens von Entscheidungskompetenz über klassische politisch-administrative Sektorengrenzen hinweg definiert. Dabei

kommt der Bereitschaft der Netzwerkmitglieder, neues Wissen aufzunehmen und gemeinschaftsorientiert zu handeln, eine entscheidende Bedeutung für die Stärke der Resilienz zu (Granatt et al. 2006: 53).

Ein interessanter Versuch, den Giddensschen Strukturationsansatz als „Interpretationshilfe“ für Umverteilungsprobleme im Zusammenhang mit Situationen der existentiellen Gefährdung von sozialen Gruppen einzusetzen, ist von Tröger (2002) unternommen worden. Am Fall der Nahrungsunsicherheit und daraus erfolgenden Umverteilungskonflikten zwischen unterschiedlichen Gruppen und politischen Akteuren in Tansania werden grundsätzliche Überlegungen zur künftigen Bedeutung des Strukturationskonzepts für die Rekonstruktion reflexiv-diskursiver Auseinandersetzungen der Akteure mit strukturellen Umbrüchen angestellt (Tröger 2002: 35 f.). Somit wird die Frage nach der strukturierenden Wirkung individueller und gruppenspezifischer Handlungen, die der Sicherung von Ressourcen und der Herstellung von Verteilungsgerechtigkeit dienen, thematisch. Allerdings bleiben die theoretischen Überlegungen hier noch weitgehend losgelöst von der empirischen Analyse konkreter Umverteilungskonflikte. Es ist offensichtlich, dass die Relevanz des Ansatzes erst dann beurteilt werden kann, wenn weiterführende methodologische Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen der Erfassung sozialer Wechseldynamiken zwischen Handlung und Struktur mit Blick auf das jeweils zur Untersuchung anstehende Handlungsfeld eindeutig beantwortet werden können.

2.2.3 Soziale Ungleichheitsforschung, Politische Soziologie

Eine dezidiert soziologische Perspektive auf soziale Vulnerabilität ist von Berthold Vogel entworfen worden. Ausgehend von der These des Übergangs vom sorgenden Wohlfahrtsstaat zum Gewährleistungsstaat, der mit der Flexibilisierung von Produktion und Arbeitsmarkt einhergeht, entwickelt er die These, dass neue Formen sozialer Ungleichheit jenseits älterer Strukturkategorien entstanden seien, die seitens der Sozialstrukturforschung noch kaum erschlossen worden seien. In deutlicher Nähe zur Beckschen Rede von der Risikogesellschaft (Beck 1986) sieht Vogel soziale und berufliche Gefährdungen auf dem Vormarsch, die eine Art Reflex auf die Prekarisierung des Sozialen sowie neue soziale Unsicherheiten darstellen (Vogel 2004: 2). Anders als von den Vertretern des sozialstrukturellen Polarisierungstheorems der 90er Jahre (z. B. Kronauer 2002) wird diese Gefährdung hier jedoch nicht mehr an den Rändern der Gesellschaft lokalisiert, sondern in der gesellschaftlichen Mitte. Da der Staat nicht mehr (ausschließlich) für die Daseinsvorsorge und den sozialen Statuserhalt eintrete, sondern lediglich eine Grundsicherung für den Notfall gewähre, wachse die Unsicherheit derjenigen, die auf Statussicherung und Vermeidung sozialen Abstiegs angewiesen seien.

Folgerichtig konstatiert Vogel einen gesellschaftlichen Basistrend „von der Exklusion zur Vulnerabilität“ (Vogel 2004: 6). Abgesehen davon, dass die ältere Dichotomie von Exklusion und Inklusion nur teilweise sozialstrukturanalytisch zu handhaben gewesen sei, da „Exklusi-

on“ keine relevante Kategorie, sondern lediglich eine Metapher der Krise gesellschaftlicher Integrationsinstanzen sei, entstehe jetzt die Möglichkeit zur Erweiterung der Sozialstrukturanalyse um eine Kategorie, die die Folgen des gesellschaftlichen Strukturwandels fassbar mache.

Vulnerabilität wird in diesem Zusammenhang von Vogel mehrfach gefasst, und zwar:

1. als „Verwundbarkeit beruflicher Positionen und gesellschaftlicher Beziehungen“, die aus der Erosion und Gefährdung sozialer Stabilität, insbesondere des politischen Entzugs sozialer Sicherungen und Bestandsgarantien entstehe (Vogel 2004: 6);

2. als „gefühlte soziale Ungleichheit und Unsicherheit“ (a.a.O.: 7): Vulnerabilität subjektiviere vor allem strukturelle soziale Gefahren und Risiken und äußere sich in Gefühlen der Ohnmacht und Unsicherheit, des Ausgeliefertseins gegenüber Risiken, Schocks und Stress; in dieser Vorstellung eröffneten sich Bezüge zur Simmelschen Sichtweise körperlicher Verletzlichkeit und des Verlusts von Seinsgewissheiten;

3. als Zone sozialer Wahrscheinlichkeiten im Zusammenhang mit Abstiegs- und Deklassierungsdrohungen, Aufstiegs- und Stabilitätshoffnungen usw.; unter Bezugnahme auf den französischen Sozialhistoriker Robert Castel grenzt Vogel diese Zone von einer Zone der Integration und einer weiteren Zone der Ausgrenzung bzw. Abkoppelung ab (ebd.);

4. als bedrohte Stabilität der Mitte der Gesellschaft, deren Lebensstandard gefährdet ist; dies äußere sich weniger in konkreten Abstiegserfahrungen als in erwarteter sozialer Unsicherheit (ebd.);

5. als Folge der Metamorphosen der Erwerbsarbeit, z. B. durch den vermehrten Einsatz von Leiharbeit, der Ausweitung befristeter Beschäftigungsverhältnisse und der Scheinselbstständigkeit usw. (a.a.O.: 9)

Unter Zuhilfenahme des Begriffs des prekären Wohlstands, der aus der Armutsforschung (Hübinger 1996) entlehnt wird, postuliert Vogel schließlich die Existenz einer Zone sozialer und materieller Unsicherheit, „in der es zwar noch nicht um Armut und Arbeitslosigkeit, um Marginalisierung und soziale Ausgrenzung geht, aber wo der erreichte Lebensstandard und die errungenen beruflichen und sozialen Positionen dennoch nicht sicher sind“ (8). Hieraus leitet er eine neue analytische Perspektive ab: „Als Prozeß- und Wahrscheinlichkeitsbegriffe verändern Vulnerabilität und prekärer Wohlstand die Sichtweise auf die Grundlagen der sozialen Ungleichheitsordnung. Anstelle der statistischen Verteilung sozialer Lagen kommen nun Biographien und Erwerbsverläufe ins Spiel, statt Individuen rücken Familien und Haushalte in den Mittelpunkt. Die soziologische Betrachtung der Sozialstruktur wendet sich auf diese Weise von den Randlagen in das Zentrum der Gesellschaft, hin zu den Quellen und Ausgangspunkten sozialer Exklusions- und Abstiegsprozesse, materieller Armut und Marginalität.“ (Vogel 2004: 8)

Vulnerabilität erscheint somit generell als die Möglichkeit von Exklusion innerhalb einer von sozialer Diversifizierung gekennzeichneten Gesellschaft. Die von Vogel vollzogene Wendung von der „harten“, ökonomisch determinierten Exklusion hin zu den möglichen Anlässen oder latenten Ausgangspunkten heterogener Exklusionsformen wird von ihm zunächst als heuristisch inspirierter Perspektivenwechsel deklariert, ohne dass die Tragfähigkeit des Begriffs Vulnerabilität als einer möglichen sozialstrukturanalytischen Kategorie weiter diskutiert wird. Vielmehr kommt es Vogel zunächst darauf an, Vulnerabilitäten möglichst konkret empirisch zu verorten. Hierzu benutzt er Ralf Dahrendorfs Begriff des Statussuchers. Da sich soziale Statussuche zum hegemonialen Lebensmuster – zumindest in den westlichen Wohlfahrtsstaaten – entwickelt habe, seien soziale Vulnerabilität und prekärer Wohlstand innerhalb des sozialen Raums jeweils an den „Orten steter Statussuche“ lokalisiert (Vogel 2004: 9), d. h. in unterschiedlichen Formen der Erwerbsarbeit, aber auch in den Feldern der Familie, der Generationenbeziehungen, des Konsums oder der privaten Haushaltsführung (a.a.O.: 11). Orte und Figurationen sozialer Vulnerabilität und prekären Wohlstands seien daher stets an den Minusvisionen der bedrohten Mittelklasse angelagert und kämen strukturell als prekäre Erwerbsarrangements und entsprechende Muster der Lebensführung zum Ausdruck.

2.2.4 Wirtschaftswissenschaften und Organisationstheorie

Aus volkswirtschaftlicher Sicht sind die Wirkungen externer Schockereignisse auf Nationalökonomien von Briguglio et al. (2006 und 2008) thematisiert worden. Ökonomische Vulnerabilität besteht ihrer Auffassung nach dann, wenn eine Volkswirtschaft externen Schocks aufgrund interner Strukturfaktoren ungeschützt ausgesetzt ist. Derartige Faktoren können in einer umfassenden Öffnung gegenüber dem Weltmarkt, einer starken Exportorientierung oder auch der Abhängigkeit von strategischen Importen bestehen. Die Beobachtung des sog. Singapur-Paradoxons[4] hat Briguglio u. a. dazu veranlasst, Resilienz als die Fähigkeit einer Volkswirtschaft zur Erholung von externen Schocks zu definieren. Resilienz wird im Gegensatz zu Vulnerabilität nicht durch systemimmanente Faktoren, sondern durch politische und privatwirtschaftliche Steuerung bewirkt (Briguglio et al. 2008: 2). Relevante „Good Governance“ schließt dabei nicht nur Maßnahmen zur Absicherung ökonomischer Prozesse, sondern auch sozialpolitische Steuerungsmaßnahmen (z. B. zur Verhinderung sozialer Konflikte) ein. Die Entwicklung des Konzepts der Ökonomischen Vulnerabilität diente bislang dazu, empirische Verfahren der Messung von Vulnerabilität und Resilienz sowie darauf beruhende Ländervergleiche theoretisch zu untermauern.

Weitere Versuche, die Vulnerabilität ökonomischer Strukturen und Prozesse zu thematisieren, sind jeweils mit starkem Anwendungsbezug sowie in weitgehender Isolation voneinander vorgenommen worden. So ist das Bemühen von Platz (2006), die Störanfälligkeit öko-

---

[4] Das Paradoxon besteht in hoher Vulnerabilität bei gleichzeitiger Fähigkeit eines Landes zur Realisierung hoher Bruttoinlandsproduktziffern (Briguglio et al. 2008: 1).

nomischer Prozesse im Sektor „Handelslogistik“ modellhaft zu erfassen und dabei die Bedrohung von einzelnen Unternehmen und ganzen Logistikketten durch potentielle Schadensereignisse zu untersuchen, lediglich auf eine lockere Begriffsdefinition gegründet und ohne weiterführende Theoretisierungsabsicht formuliert worden. Aus der Sicht betriebswirtschaftlicher Managementkonzepte haben Starr et al. (2003) die Fähigkeit von Unternehmen, auf externe Risiken und widrige strukturelle Umgebungsbedingungen mithilfe von Managementstrategien und Governanceprozeduren erfolgreich zu reagieren, als Unternehmens-Resilienz bezeichnet. Derartige Resilienzen seien besonders für global agierende Unternehmen wichtig, da die lokalen Risiken (z. B. aufgrund von Änderungen der nationalen Gesetzgebung, Terrorattacken usw.) tendenziell zunehmen.

Vor dem Hintergrund der jüngsten globalen Finanzkrise wird in der organisationstheoretischen Literatur vermehrt die Anpassungs- und Überlebensfähigkeit von Organisationen (u. a. Unternehmen) an externe Schocks und fundamentale Krisen thematisiert (Stephenson et al. 2010). Organisationen werden dabei grundsätzlich als Systeme begriffen, die ähnlich vulnerabel, d. h. anfällig für externe Stressoren, sind wie ökologische Systeme (vgl. Dalziell/McManus 2004). Komplementär zu dieser Analogie wird Resilienz als die Fähigkeit von Unternehmen definiert, unter dem Eindruck einer Krise zu überleben und potentiell wieder zu gedeihen (Stephenson et al. 2010: 27 mit Bezug auf Seville et al. 2008). Als ausschlaggebend für diese Fähigkeit wird eine Organisationskultur angesehen, die auf der Antizipation größerer Entwicklungstrends und vorausschauenden Anpassungen der Organisationsstrategien beruht. Angelehnt an McManus et al. (2008) werden vier Dimensionen der Resilienz unterschieden: 1. Kenntnis der Situation, 2. Management von grundlegenden Vulnerabilitätsformen („keystone vulnerabilities“), 3. Anpassungsfähigkeit und 4. Resilienz-Ethos. Diesen vier Dimensionen werden Messvariablen zugeordnet, die zu einem Messraster weiterentwickelt werden, mit dessen Hilfe die Resilienz von Organisationen empirisch ermittelt werden kann. Daraus resultierende Rankings sollen dazu dienen, Aussagen über die Stärke bzw. Widerstandskraft einer Branche, über Ansatzpunkte zur Veränderung von Strategien und Managementkonzepte einzelner Unternehmen sowie zur frühzeitigen Reaktion auf Gefährdungen zu gewinnen. Obwohl die genannten Dimensionen erhebliche Definitions- und Theoretisierungsprobleme aufwerfen, gehen die Autoren weitgehend empiristisch vor. Für sie steht die Entwicklung wirtschaftsnaher, alltagstauglicher Evalutionsinstrumente sowie eines neuen „resilience management“ im Vordergrund.

Eine völlig andere Perspektive wird von Autorinnen und Autoren eingenommen, die Alternativen zu den Strukturen des Finanzsektors in Entwicklungsländern diskutieren. Dabei werden insbesondere Alternativen zum herkömmlichen Kreditwesen thematisiert (Armendariz/Morduch 2005; Dercon 2005; Robinson 2001). Unter dem Titel „Microfinance Revolution“ werden hier die Bedingungen der Vergabe von Mikrokrediten und die organisatorischen Strukturen für ihre Bereitstellung als Maßnahmen zur Überwindung sozialer Vulnerabilität (d. h. insbesondere der geringen Finanzkraft von Haushalten und Kleinunternehmen) analysiert und modelliert. Das Interesse ist nicht auf die Anfälligkeit oder Resilienz ökonomischer Prozesse und ihrer Träger gerichtet, sondern auf die Entwicklung ökonomischer Strukturen,

die jeweils in mikroökonomischen oder auch außerökonomischen Bereichen liegende (hier: soziale) Vulnerabilitäten verringern können.

2.2.5 Raumplanung und Governanceforschung

Obwohl unterschiedliche Formen von Vulnerabilität und Resilienz unmittelbar planungs- und politikrelevant werden können, existieren bislang keine differenzierten Analysen der in der Praxis wie auch in der raumbezogenen Forschung für relevant gehaltenen Vulnerabilitäts- und Resilienz-Phänomene. Verfügbar sind hauptsächlich Übersichten über die Herausforderungen für Politik und Planung, die in die üblicherweise von der etablierten Politik reklamierten Zuständigkeitsbereiche fallen – im Einzelfall angereichert mit Überlegungen zu den zurechenbaren Forschungsaufgaben und normativen Basisperspektiven.

Aus der Sicht von Raumplanung und Raumordnungsforschung hat Birkmann (2008) die Herausforderungen, die durch Naturgefahren und Katastrophen (z. B. Hochwasserereignisse) ausgehen, in den Mittelpunkt seines Resümees gestellt. Obwohl Vulnerabilität hierbei in soziale, ökonomische, institutionelle und umweltbezogene Dimensionen unterteilt wird, werden Fragen der gesellschaftlichen Verursachung oder der sozialen Konstruktion von Vulnerabilität und Resilienz kaum diskutiert. In eher essentialistischer Manier[5] werden hingegen Reaktionsweisen auf – nicht hinterfragbare – Naturrisiken katalogisiert. Analog dazu geht es bei der Frage nach Resilienz um spiegelbildliche Bewältigungspotentiale von Städten und Regionen („Desaster Resilienz"; Birkmann 2008: 19), die von Politik und Planung unter Einsatz geeigneter Technologien bereitgestellt bzw. gefördert werden können.

Unter dem Stichwort „Governance of preparedness" haben Medd/Marvin (2005) eine differenziertere Sicht auf Steuerungsnotwendigkeiten und –ansätze entwickelt, die mit Vulnerabilität (wiederum hauptsächlich auf Naturrisiken bezogen) in Verbindung stehen. Sie wenden sich gegen eindimensionale (und damit implizit auch gegen essentialistische) Erklärungen des Entstehens von Vulnerabilität, indem sie auf komplizierte Mechanismen der Koevolution von Technik, Natur und Gesellschaft verweisen. Diese seien von Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Struktur- und Handlungsebenen gekennzeichnet. Vulnerabilität könne daher nicht mit klassischem, sektoral fokussiertem politischen Handeln angegangen werden. Vielmehr müssten unterschiedliche Struktur- und Handlungsebenen mithilfe von Multilevel-Governance-Analysen und entsprechenden Handlungskonzepten in den Blick genommen werden.

---

[5] Als essentialistisch wird (in Anlehnung an Aristoteles und Leibniz) eine philosophische Denkweise bezeichnet, die den Dingen ein Wesen oder eine wahre Natur zuschreibt. Eine Definition kann demzufolge nur wahr oder falsch sein, nicht aber auf willkürliche Setzungen oder soziale Konstruktion zurückgeführt werden (Popper 1994: 177). Mit Bezug auf das hier behandelte Thema werden jeweils Ideen, Betrachtungsweisen und Konzepte als essentialistisch begriffen, die auf der Vorstellung beruhen, dass es sich bei Vulnerabilität und Resilienz nicht um sozial konstruierte, sondern um real existierende („wahre") Sachverhalte handele.

2.2.6 Stadtforschung, Urban Governance

Im Zusammenhang mit Problemen der Stadtentwicklung ist über Vulnerabilität und Resilienz bislang hauptsächlich in dreierlei Hinsicht diskutiert worden: a) im Zusammenhang mit Katastrophen und Katastrophenmanagement, b) in Bezug auf Sicherheit, Kriminalität und Terrorismus und c) im Hinblick auf die Sicherung der infrastrukturellen Ressourcen der Städte. In allen drei Zusammenhängen wurde die Vulnerabilität von Städten insgesamt oder die Verletzlichkeit von städtischen Teilstrukturen thematisiert. Vulnerabilität wurde dabei gleichgesetzt mit der Exposition der Städte gegenüber natürlichen und sozial verursachten Katastrophen sowie Beeinträchtigungen oder Gefährdungen der öffentlichen Sicherheit. Resilienz wurde – komplementär dazu – entweder als Erholung von strukturellen Traumata oder als Erfindung von Steuerungsformen zur Katastrophenabwehr begriffen.

Zu a): Strukturelle Traumata (Erdbeben, Überschwemmungen, aber auch Bombardements und andere kriegerische Handlungen) wurden von Vale/Campanella (2005), Campanella (2006) und Kreimer et al. (2003) thematisiert. Gemeinsamer Nenner dieser auf Stadtphysiognomie, bauliche und sozialräumliche Strukturen gerichteten deskriptiven Ansätze ist das Interesse an Erholungsphasen („recovery“), die auf Vulnerabilitäten und eingetretene Katastrophen folgen. Resilienz bedeutet in diesem Zusammenhang die Fähigkeit zur Wiederherstellung baulicher Strukturen oder der funktionalen Integrität einer Stadt. Ebenfalls als relevant wird von diesen Autoren die vorausschauende Planung resilienter, d. h. leicht wieder zu belebender Strukturen angesehen. Die sozialen und politischen Prozesse, die mit der Katastrophenvorsorge und der Wiederherstellung von städtischen Strukturen verbunden sind, wurden von Pelling u. a. (Pelling 2003; Pelling et al. 2007) adressiert.

Zu b): Der öffentliche Sicherheitsdiskurs hat in Stadtgeographie, Kriminalgeographie, Stadtsoziologie und anderen Disziplinen bereits seit geraumer Zeit Aufmerksamkeit gefunden. Überwogen noch vor wenigen Jahren kritische Analysen zum restriktiven Umgang von Städten mit realer und potentieller Kriminalität oder zum Ausbau von polizeilicher und privater Überwachung („policing“) (Belina 2006; Helms 2008), so haben die islamistischen Terroranschläge in den USA („9/11“) und nachfolgende Terrorismusdebatten im transatlantischen Raum zu vermehrten Diskussionen über politische Vorsorgemaßnahmen und eine „new governance of risk management“ geführt (Coaffee/Wood 2006; Innes/Jones 2006). Resilienz wird hier vor allem in der Fähigkeit von Städten und lokalen Akteuren gesehen, effektive Steuerungsformen und veränderte Institutionen (im Sinne von handlungsleitenden Regeln) im Umgang mit vermeintlichen oder realen Terrorismusrisiken zu entwerfen. Die Wirkungen der Politik- und Steuerungsansätze, die auf die Herstellung einer derart präparierten „Resilient City“ abzielen, sind von Coaffee (2008) und Savitch (2008) mit diskurskritischer Absicht analysiert worden. Terrorismusangst und vermehrte Überwachung des öffentlichen Raums führen ihrer Ansicht nach zu einer Militarisierung des Alltags und zur Einschränkung elementarer Grundrechte.

Zu c): Angeregt von den jüngeren Sicherheitsdiskursen, aber auch von den Debatten über zyklisch wiederkehrende Infrastrukturkrisen haben Hodson/Marvin einen Forschungsansatz

entwickelt, der sich mit den Bemühungen von Metropolen um die Sicherung gefährdeter Ressourcen und Infrastrukturen befasst (Hodson/Marvin 2009). Ihre These der Autarkiebildung („closed city“) hebt auf politische Versuche der Metropolen ab, lebenswichtige Infrastrukturen (z. B. der digitalen Kommunikation) auch in Krisenzeiten zu sichern und somit autonome Archipele globaler Infrastruktur zu bilden, die sich von schlechter ausgestatteter Umgebungen und Zwischenräumen zwischen den Agglomerationen absetzen. Im Extremfall können zentrale Ressourcen dann nur noch innerhalb der Metropolen sowie in den Netzwerken zwischen ihnen erzeugt und verfügbar gemacht werden. Derartige Artefakte können laut Hodson/Marvin mit dem Begriff „resiliente Infrastruktur“ belegt werden, da sie auf eine Gefährdung teils mit Mechanismen der Selbstregulierung, teils mit Interventionen einer auf Ressourcensicherung abgestellten Governance reagieren.

3 Forschungslücken und Erkenntnisdefizite

3.1 Untertheoretisierung und ihre Folgen

Begriffliche Gemeinsamkeiten

Ein erstes Zwischenfazit muss zunächst auf die Begrifflichkeiten der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung und sodann auf die erkennbaren theoretischen Grundlagen abheben. Wie angesichts des breiten Spektrums der Untersuchungsgegenstände und der beteiligten Disziplinen nicht anders zu erwarten ist, kommt eine Vielzahl unterschiedlicher Vulnerabilitäts- und Resilienzbegriffe zur Anwendung. Dennoch schält sich in der Zusammenschau trotz aller Heterogenität der Diskurse eine Art gemeinsamer Nenner der Begriffsverständnisse heraus, der folgendermaßen formuliert werden kann:

> Unter „Vulnerabilität“ wird die Verletzlichkeit oder Verletzbarkeit einer Person, einer sozialen Gruppe, eines Gegenstandes oder eines Systems angesichts bestehender Gefährdungen, Risiken, Krisen, Stress, Schocks oder bereits eingetretener schädigender Ereignisse verstanden. Die Verletzung oder Schädigung bedeutet in der Regel, dass wichtige Funktionen eingeschränkt oder nicht mehr vorhanden sind. Eine wesentliche Bedingung der Vulnerabilität besteht in unzureichenden Bewältigungskapazitäten der Individuen, Gruppen und Systeme (vgl. Bohle 2005: 72).
>
> „Resilienz“ bezeichnet entweder die Fähigkeit von Personen, sozialen Gruppen, Systemen oder Gegenständen, eingetretene Schädigungen zu kompensieren bzw. die verlorene Funktionalität wieder herzustellen, oder die Fähigkeit, flexibel auf Gefährdungen zu reagieren und mögliche Schädigungen abzuwehren.

Von einigen Ausnahmen (z. B. den Livelihood-Ansätzen, dem Sozialkapitalansatz und der sozialen Ungleichheitsforschung) abgesehen, werden die Denkfiguren, die diesen beiden Begriffen zugeordnet sind, nicht explizit aus gesellschaftstheoretischen Kontexten bezogen. Vielmehr stehen eher alltägliche Beobachtungen und Konstrukte sowie bereits etablierte

Praxisformen der politischen und planerischen Steuerung am Ausgangspunkt der jeweiligen Überlegungen. Auf dieser Basis werden dann stärker formalisierte Aussagen zur Beschaffenheit von Vulnerabilität und Resilienz getroffen. Dies hat jedoch selten Folge, dass sich die darauf basierenden Erklärungen und Interpretationen an „harten“ kausallogischen oder rekonstruktionslogischen Regeln orientieren würden. Vielmehr behalten sie die einmal installierten alltagskulturellen Plausibilitätslogiken weitgehend bei. Auf die Folgen und Begleiterscheinungen dieser besonderen Form der Untertheoretisierung soll im Folgenden näher eingegangen werden. Eine weiterführende Kritik – insbesondere aus wissenschaftstheoretischer Sicht – steht bislang noch aus.

Essentialistische Rhetoriken

Auffällig ist zunächst, dass sich das skizzierte Grundverständnis sowohl in den Forschungsansätzen zur gesellschaftlichen Bewältigung von „realen“, essentiellen Naturrisiken und Naturkatastrophen als auch in genuin sozialwissenschaftlichen Ansätzen wiederfindet, die relativ weit von essentialistischen Denkfiguren entfernt sind. Insofern überrascht die Ähnlichkeit der Definitionen, die in recht heterogenen Forschungskontexten formuliert wurden – von Ansätzen, die der naturwissenschaftlichen Risikoforschung nahe stehen, bis hin zur Entwicklungspsychologie. Immerhin wäre zu erwarten gewesen, dass fachspezifische Betrachtungsweisen und Theorietraditionen für eine größere Anzahl unterschiedlicher Basisperspektiven auf Vulnerabilität und Resilienz sorgen. Bei näherem Hinsehen stellt sich allerdings heraus, dass die zentralen Begriffe innerhalb der Vulnerabilitäts- und Resilienz-Debatte eher als Bestandteil metaphorischer Redeweisen verwendet werden denn als Elemente dezidierter Theoriebildung. Die Beziehung der Begriffe zu den verwendeten Forschungskonzepten und Theorien muss bisweilen sogar als recht locker bezeichnet werden. Am engsten ist die Verbindung in der strukturalistischen Vulnerabilitätsforschung, die mit Livelihood-Konzepten und einer klaren gesellschaftstheoretischen Verankerung operiert, sowie in allen Versuchen, Sozialkapitalansätze in Stellung zu bringen. Am schwächsten ist sie in der Ökologischen Anthropologie, der Raumplanung/Governanceforschung sowie in Teilen der Humanökologie und der Stadtforschung. Hier werden nicht selten alltagstheoretische Vorverständnisse oder axiomatische Setzungen dazu verwendet, um Typologien, heuristische Analogiebildungen zwischen „Natur“ und „Gesellschaft“, empiristische Modellbildungsversuche und leicht systematisierte Deskriptionen des vermeintlich Offensichtlichen hervorzubringen. Die Begriffe sind somit häufig kaum operationalisierbar, d. h. es kann nicht exakt angegeben werden, in welcher Weise „ein unpräziser Ausdruck durch einen Vorstellungsinhalt mit genau fixierten Merkmalen“ ersetzt werden soll (Prim/Tilmann 1977: 51).

Ein Beispiel, das fließende Übergänge zwischen essentialistischen, alltagstheoretischen Vorverständnissen und daran anschließenden sozialwissenschaftlichen Versuchen der Konzeptformulierung aufweist, soll das Dilemma verdeutlichen. Damit soll nicht gesagt werden, dass jeder analytische Zugriff auf Vulnerabilität und Resilienz automatisch in diesem Dilemma gefangen wäre. Es soll vielmehr gezeigt werden, dass Annahmen über Verletzlichkeit und die Kompensation von Schädigungen häufig nicht als das reflektiert werden, was sie

aufgrund ihrer Funktion innerhalb gesellschaftlicher Diskurse zwangsläufig sein müssen – nämlich sozial konstruierte Ideen.

In ihrer anwendungsorientierten Studie zum Thema „Neighborhood security and urban change: Risk, resilience and recovery“ setzen sich Innes/Jones (2006) zur Aufgabe, die Antriebe (*drivers*) von Sicherheit und Unsicherheit in den Wohnquartieren britischer Städte ausfindig zu machen sowie ihre Auswirkungen auf die Quartiersentwicklung zu bestimmen. Dabei gehen sie davon aus, dass strukturelle Veränderungen auf die „3Rs' of urban change“ zurückgehen: *risk*, *resilience* und *recovery* (Innes/Jones 2006: 6). Risikofaktoren sind demnach solche, die eine Negativentwicklung des Quartiers verursachen und unter anderem Kriminalität und Chaos (*disorder*) fördern. Resilienzfaktoren versetzen die Quartiere dazu in die Lage, Risiken und Bedrohungen abzuwehren oder zu mildern (z. B. durch die Verfügbarkeit sozialen und ökonomischen Kapitals). Erholungsfaktoren (*recovery factors*) tragen zur Erhöhung des Sicherheitsniveaus sowie zur Verbesserung der materiellen Lebensverhältnisse im Quartier bei (ebd.).

Die logische Verknüpfung zwischen diesen Kategorien gestaltet sich nun folgendermaßen: Hohe Kriminalitätsraten und Chaos (u. a. Vandalismus, Grafittis an Häuserwänden, herumlungernde Teenager und sonstiges *antisocial behaviour*) werden durch symbolhafte Ereignisse oder Strukturen (*signal crimes* und *signal disorders*) weithin sichtbar angezeigt, Diese wiederum erzeugen Angst vor Kriminalität und Chaos. Die Autoren sprechen von einem „crime-disorder-fear nexus (or ‚CDF nexus' for short)“ (a.a.O.: 7) und berufen sich dabei auf die bekannte *broken windows*-These (Wilson/Kelling 1982). Dort, wo leerstehende Gebäude mit eingeschlagenen Fensterscheiben stehen, werde angezeigt, dass das Quartier eine hohe Kriminalität aufweist, was weitere Kriminalität und Chaos anzieht und zu allgemein verbreiteter Angst in der lokalen Bevölkerung führe. Es wird eine direkte Kausalbeziehung zwischen den Kategorien unterstellt (ebd.)[6], die allerdings nicht ausreicht, um die *3 R's* zu erklären. Hinsichtlich des Vorliegens hoher Risikofaktoren und der Erzeugung von Angst besteht nach den empirischen Daten, die den Autoren vorliegen, kein Determinismus; daher werden die „Perzeption und Bewertung“ dieser Faktoren durch die Betroffenen als intervenierende Variablen eingeführt. die wiederum von lokalen sozialen Kontexten abhängen (a.a.O.: 16). *Signal crimes* und *signal disorder* werden auf diese Weise von den Bewohnern angeblich als alltägliche Indikatoren ihrer eigenen Vulnerabilität gedeutet (a.a.O.: 22). Ohne dass Vulnerabilität hier genauer definiert würde, wird ihre Existenz als gegeben vorausgesetzt; ebenso wird an-

[6] Dass allein diese These bereits erhebliche erkenntnistheoretische Probleme aufwirft, die nicht ohne weiteres übergangen werden können, zeigen die Überlegungen von Glasze et al. (2005). Zerbrochene Fensterscheiben können – je nach Erkenntnisinteresse – 1. als Indikatoren des Vorliegens realer gesellschaftlicher Probleme (Verwahrlosung, Normabweichung), 2. als Erklärung dieser Phänomene (auf dem Weg der Zuschreibung von Erklärungskraft an physisch-materielle Artefakte) und 3. als Auslöser politischer Inszenierungen der „bedrohten Stadt“ und darauf basierender Sicherheitspolitiken dienen (Glasze et al. 2005: 35 f.). Weitere Erkenntnis- und Handlungsinteressen sowie damit verknüpfte Lesarten dürften leicht zu identifizieren sein.

genommen, dass es ein Bewusstsein der Bewohner von ihrer eigenen Vulnerabilität gibt, ohne dass Art und Reichweite dieses Bewusstseins untersucht würden.

Die Erklärungslogik folgt dem Muster „Sichtbare Kriminalität und Chaos erzeugen Angst, stellen daher quartiersbezogene Risikofaktoren dar; diese wiederum manifestieren sich als Vulnerabilität der Bevölkerung, aber auch als Vulnerabilität des Quartiers.“ Obwohl psychologische und soziale Faktoren (Bewertung, Wahrnehmung) eingeführt werden, werden sie nicht als zentrale Produktionsinstanzen von Imaginationen über sichere oder unsichere urbane Umwelten oder als Orte der sozialen Konstruktion von Ideen über Kriminalität und „disorder“ begriffen. Sie erhalten stattdessen eine lediglich eine modifizierende, intervenierende Rolle zugewiesen, und zwar innerhalb einer vorab konstruierten Kausalkette zwischen Kriminalität (als soziales Raummerkmal behandelt) und erzeugter Angst (wiederum als soziales Raummerkmal, teils aber auch als Merkmal sozialen Handelns begriffen). Abgesehen davon, dass damit eine besondere Variante ökologischer Fehlschlüsse (d. h, des über Quartiersdaten erzeugten logischen Schließens auf soziales Handeln) produziert wird, wird das „problematische“ (sprich: kriminelle, segregierte, von Chaos und asozialem Verhalten regierte) Quartier von den Autoren als essentiell risikobehaftetes, Vulnerabilität erzeugendes Quartier gesetzt. Vorwissenschaftliches Verständnis und analytisches Konstrukt verschmelzen zu einem kaum wieder auflösbaren Konglomerat von Behauptungen über „reale“ Raumeigenschaften, dramatisierenden Aussagen über die Dynamik von Symbolinterpretationen, Wahrnehmungen und sozialen Handlungen (z. B. Fortzügen verängstigter Bewohner), im Alltag fortlaufenden Raumetikettierungen usw. Das quartiersbezogene Vulnerabilitätskonzept gerät den Forschern zum „ontologischen Slum“ (Hard 1998, zit. in Lippuner 2005: 134), in dem Spekulationen über die Natur der Stadt, des Quartiers, seiner Bewohner, der von ihnen installierten Symbole usw. die Oberhand bekommen über die für eine wissenschaftliche Reflexion erforderliche Trennung von unterschiedlichen semantischen und analytischen Ebenen (Diskurs, Imagination, Perzeption, soziale Interaktion, Zuschreibung und Bestätigung sozialer Merkmale, Identitätsformation, Statusformation usw.).

Ähnliches geschieht mit den behaupteten und schließlich empirisch untersuchten Resilienzfaktoren. Nach Innes/Jones sollen soziales Kapital, soziale Kohäsion und ökonomisches Kapital die kollektive Widerstandsfähigkeit gegen die Angst vor Kriminalität und die Fähigkeit (*efficacy*) zur Herstellung einer „sicheren“ Umgebung erhöhen (a.a.O.: 29). Sie bilden eine unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung von Erholungsfaktoren (a.a.O.: 39), können diese aber häufig nicht allein erzeugen; hierzu sind externe Stimulationen oder Interventionen (z. B. durch politische Programme, Fördermaßnahmen, Polizeipräsenz, die Installation von Kontrollsignalen wie z. B. Kameras etc.) erforderlich.

Mit diesem Konglomerat von Strukturen, Handlungen und Ebenen bricht nicht nur der Alltag – samt der für den britischen Sicherheitsdiskurs charakteristischen Interventionsanspruch von Politik und Ordnungsmacht – erneut in die Analyse ein. Hier wird auch die Fakten schaffende Kraft des Normativen – und zwar des an der Wesenserkenntnis „krimineller“ und „gesunder“ Nachbarschaften geschulten Normativen – beschworen. Ziel der Resilienzbehauptung ist nämlich die Wiederherstellung einer bestimmten Raumstruktur, eines kriminalitäts-

und chaosfreien Quartiers, das den Ansprüchen des Common sense an akzeptable städtische Umwelten genügen soll. Die Struktur des „Endzustandes“ bleibt zwar offen, aber die Idee, dass mithilfe von *resilience* und *recovery* ein gesellschaftlicher Normalzustand oder zumindest ein angenäherter Zustand, eine Art natürlicher, vor dem Auftreten von Kriminalität und Chaos bestehender Zustand wieder(?)hergestellt werden kann, umso nachdrücklicher artikuliert. Ob es sich bei den Effekten von Resilienz tatsächlich um eine Wiederherstellung handelt oder eher um eine Neukonstruktion, d. h. um eine Konstruktion, die trotz evtl. vorliegender Vorbilder oder Erinnerungen stets *sui generis* erfolgt, wird hier erst gar nicht diskutiert.

Dass das Thema „Sicherheit“ in urbanistischen Debatten hauptsächlich auf der Basis von Bedrohungsgefühlen und Sicherheitsbedürfnissen der Bevölkerung diskutiert wird, scheint zum gesicherten Wissensbestand der Beteiligten zu gehören. Insbesondere Kriminalität, Terrorismus, Gewalt und andere, Sicherheit bedrohende Phänomene gehören quasi zur diskursiven Möblierung des städtischen Alltags. Sie werden umstandslos zum Faktum einer bedrohten Welt stilisiert und als solche reifiziert. Allerdings ist nicht zu bestreiten, dass es sich nicht um rein diskursive Phänomene handelt. Gewalt und Kriminalität haben in der Regel eine erfahrbare materielle Komponente (Geld, Besitz, Waffen, körperliche Delikte), sie sind strukturell in jeder Gesellschaft verankert (d. h. auf sozialer Ungleichheit basierend, an bestimmte ökonomische Strukturen gebunden usw.) und sind häufig mit wiederkehrenden, gut beschreibbaren Handlungen verbunden. Jedoch wird mit der Suggestion, dass Gewalt und Kriminalität als zu bekämpfende Missstände integrale Bestandteile von Stadtentwicklung seien und dadurch zum Wesen des Städtischen gehörten, eine finale Wendung zur essentialistischen Denkfigur hin vollzogen. Gefährdung und Vulnerabilität sind somit quasi eingeschrieben in das Städtische, auch wenn sie phasenweise nicht wahrgenommen oder thematisiert werden. Die Allgegenwart der latenten oder potentiellen Gefährdung, die gleichsam im Verborgenen lauert, um durch Unachtsamkeit, widrige Umstände, Steuerungsdefizite usw. in reale Gefahr und Schädigung überführt zu werden, ist zentrale essentialistische Denkfigur und politische Relevanzbehauptung in einem. Anstatt nun beides – die Essentialismen und die Relevanzbehauptung – zum Gegenstand der Analyse zu erklären, sitzen die Stadtforscher/innen den Suggestionen des Alltags und seiner artikulationsfähigsten Akteure auf und fordert Vulnerabilitäts- und Resilienzanalysen mit dem Ziel der Prävention und Abwehr von Gewalt. Nicht reflektiert wird, dass Kriminalität und Unsicherheit nicht nur real existieren, sondern auch im öffentlichen Diskurs definiert, mit Relevanzattributen belegt, wiederholt reifiziert, dramatisiert und natürlich auch instrumentalisiert werden (Mattisek 2005). Ebenfalls nicht mitgedacht wird die Tatsache, dass die Thematisierung von Gewalt und Kriminalität als der vermeintlich größten Bedrohungen der Städte ganze politische Programme beflügeln, begründen und diesen zur Durchsetzung verhelfen kann (s. Belina 2005; Helms 2005).

Latenzierung

Selbst dann, wenn eine gesellschaftstheoretische Basis formuliert oder auch die soziale Konstruktion von Vulnerabilität und Resilienz explizit in Rechnung gestellt wird, werden die Probleme nicht unbedingt geringer. Mit der Einbettung der Begriffe „Vulnerabilität“ und „Resi-

lienz“ in theoretische Aussagen zu sozialen Strukturen, sozialer Ungleichheit oder sozialen Praxisformen wird die Perspektive auf die zu erklärenden Phänomene nämlich paradoxer Weise nicht klarer, sondern eher unschärfer. Zwar stellt sich das Problem des Essentialismus dann nur noch in geringem Maße; jedoch wird aus dem Projekt der Analyse von objektivierten (d. h. im Diskurs als soziale Tatsachen anerkannten) gesellschaftlichen Phänomenen, das auf der Grundlage von Gesellschaftstheorien verfolgt wird, unversehens eine Reflexion über **potentielle** Sachverhalte. Diese Verschiebung des Explanandums von einer Ebene der manifesten Phänomene auf eine Ebene latenter Phänomene wird im Folgenden als Latenzierung bezeichnet.[7]

Unter Latenz wird hier das zentrale gedankliche Konstrukt jeglicher Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung verstanden. Es besteht darin, dass die **Möglichkeit** oder Gefahr des Eintretens von Schädigungen, Benachteiligungen, des Erleidens der Folgen sozialer Ungleichheit etc. als zentrales Merkmal der Vulnerabilität angesehen wird, nicht aber die eingetretene Schädigung selbst. Damit impliziert der Begriff „Vulnerabilität“ mehr als eine allgemeine Verschiebung gesellschaftlich akzeptierter Realitätsdeutungen, so wie sie bereits von Ulrich beck mit dem Begriff „Semantik des Risikos“ angesprochen wurde . Es handelt sich nicht lediglich um „gegenwärtig thematisierte künftige Gefahren“ (Beck 2007: 19), die in alltäglichen Diskursen und Deutungen an die Stelle von eindeutigen Gegenwartsbezügen treten. Vielmehr stellt die Latenzierung ein erhebliches epistemologisches Problem dar, da sie die Notwendigkeit einer konsequenten Analyse des jeweils in Gleichzeitigkeit zueinander Auftretenden in Frage stellt.[8] Wenn beobachtbare Strukturen und Prozesse nicht für das gehalten werden, was theoretisch erklärbar und empirisch beobachtbar ist, sondern zugleich etwas potentiell Anderes darstellen, ohne dass dessen Erscheinungsformen, Bedingungen usw.

---

[7] Der Begriff „Latenzierung“ ist bislang nur in wenigen fachwissenschaftlichen Kontexten in Erscheinung getreten, und zwar ausschließlich außerhalb der Sozial-, Umwelt- und Raumwissenschaften. In den juristischen Debatten zum Unternehmenssteuerrecht wird darunter die Entstehung versteckter Steuern durch zeitliche Differenzen von Einnahmen und Ausgaben sowie durch Veränderungen der rechtlichen oder organisationsstrukturellen Rahmenbedingungen verstanden (vgl. Heno 2006: 414 ff.).

[8] Mit der epistemologischen Dimension semantischer Verschiebungen kommt eine Perspektive ins Spiel, die der oftmals verharmlosenden Rückführung paradigmatischer Schwenks (hier: von der Risikogesellschaft auf die vulnerable/resiliente Gesellschaft) auf Diskurse die Vermutung einer aktiven interessengeleiteten Konstruktion von analytischen Artefakten entgegenhält. Wissenschaftliche Begriffe haben stets einen funktionalen Doppelcharakter: einerseits besitzen sie eine mehr oder weniger stark ausgeprägte theoretische Funktionalität und stützen damit bereits eingeführte Erklärungs- und Interpretationsansätzen, andererseits sind sie stets Mittel zur Durchsetzung der Dominanzansprüche von Deutungen und Erklärungsansätzen. Diskurse lediglich als mehr oder weniger abstrakte Ermöglichungsbedingungen von Vulnerabilitätsbegriffen anzusehen (vgl. Keller 2004: 44), würde somit deutlich zu kurz greifen – auch dann, wenn auf die Ordnung stiftende Wirkmächtigkeit kontextspezifisch aufgestellter Regeln im Diskurs verwiesen wird. In diesem Falle wäre lediglich auf die Mechanismen der Diskursgenese verwiesen, nicht aber auf die jeweils besonderen, in Geflechte ökonomischer und politischer Interessen eingebetteten Vorstöße zentraler Akteure mit dem Ziel der Etablierung hegemonialer Betrachtungsweisen. Insofern verweisen „überraschend“ auftretende epistemologische Probleme nicht selten auf disziplinpolitische Unachtsamkeiten oder vorpreschende, übereilte Konzeptionalisierungen.

konkret beschrieben werden können, werden Wahrheitsansprüche systematisch entwertet oder gar obsolet.

Umgekehrt bestehen für die Antizipation künftiger gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse, die von der Latenzierung nahe gelegt wird, kaum ausreichende theoretische Grundlagen. Abgesehen von dem wenig aussichtsreichen Unterfangen, aktuelle Entwicklungstrends generell fortzuschreiben, dürften kaum Möglichkeiten bestehen, theoretisch konsistente Erklärungen für die Beschaffenheit latenter (und künftig eventuell manifester) Phänomene zu gewinnen. Für eine derart in Eventualitäten und Potentialitäten entrückte Analyse kann somit eine wichtige Motivation zur Aufrechterhaltung analytischer Gütekriterien entfallen. Im Falle der Analyse sozialer Vulnerabilität können dann beispielsweise die Erfassung der zurechenbaren sozialen Ungleichheit sowie die Absicherung der theoretischen Kategorie „Ungleichheit“ in den Hintergrund des Interesses rücken. Auch die konkreten Wirkungen von theoretisch untersetzten Ungleichheitsvariablen werden kaum im Sinne kausaler oder logisch konsistenter Zusammenhänge thematisierbar. Inwieweit Vulnerabilität unter derartigen Vorbehalten als gleichwertige analytische Kategorie, sozusagen auf „logischer Augenhöhe“ mit theoretisch untersetzten Begriffen und Variablen manifester sozialer Ungleichheit konzipiert werden kann, ist innerhalb der Vulnerabilitätsforschung bislang kaum diskutiert worden.

Diskussionsbedarf besteht darüber hinaus vor allem hinsichtlich der vielfältigen forschungslogischen Implikationen der Latenzierung im Zusammenhang mit empirischen Analysen. Um beim Beispiel der sozialen Ungleichheit zu bleiben: Ungleichheit als ursprünglich theoretisch fest verankerte Kategorie wird in einen vagen (d. h. theoretisch nicht mehr untersetzten) Kategorienraum hinein verlängert, dessen Bezug zu manifesten sozialen Phänomenen (sozialen Strukturen und Positionen, sozialen Beziehungen, Deutungen, Symbolen) zunächst unklar ist und je nach vorliegenden Situationen und Kontexten neu geklärt werden muss. Grundsätzlich ist ja zu jedem Aspekt sozialer Ungleichheit eine **Möglichkeit** der Destabilisierung, des sozialen Abstiegs, der Prekarisierung, der existentiellen Bedrohung, des Verlusts von Macht und Prestige, der Unterdrückung, der sozialen Inklusion und Exklusion usw. denkbar, ohne dass diese Möglichkeit in logisch einwandfreier (d. h. widerspruchsfreier, auf derselben Referenzebene verbleibenden) Weise in Verbindung zu bestehenden oder eingetretenen Schädigungen oder Verletzungen gesetzt werden kann. Eine Schädigung kann mehrfach, einmal oder auch kein einziges Mal eingetreten sein, ohne dass die Möglichkeit der Verletzung zwingend als abhängige oder unabhängige Variable von Ungleichheit gedacht werden muss. Zwar weisen statistische Häufigkeiten und Eintretenswahrscheinlichkeiten auf strukturelle Asymmetrien und unterschiedliche Grade der Betroffenheit der sozialen Subjekte von Schädigungen hin, jedoch ist die Antizipation künftiger Schädigungen, die stets mit der Latenzierung einhergeht, im Moment ihrer Erzeugung nicht falsifizierbar – und mit ihr die gedankliche „Verlängerung“ vom empirisch belastbaren Sachverhalt in die Potentialität.

Eine Grundvoraussetzung der quantitativen Sozialforschung für den Entwurf theoretisch valider empirischer Instrumente entfällt somit (vgl. Schnell et al. 2008: 154 ff.). Der mangelnde Realitätsgehalt des theoretischen Konstrukts kann geradezu zwangsläufig mangelnde Kongruenzen zwischen Operationalisierungsebene und Phänomenen (d. h. mangelnde externe

Validität) nach sich ziehen (zum Problem der externen Validität s. Lamnek 2005: 150). In der qualitativen Sozialforschung können Validierungsverfahren wie z. B. die analytische Induktion, die auf die Absicherung von Strukturhypothesen durch die systematische Analyse ähnlicher und abweichender Fälle abzielt (Lamnek 2005: 161), zumindest kontextabhängige Manifestationen latenter Phänomene rekonstruieren. An der logischen Inkonsistenz, die durch die Latenzierung erzeugt wird, können sie jedoch erst dann etwas ändern, wenn sie den Konstruktcharakter von Vulnerabilität in der sozialen Praxis aufdecken, die Differenz zwischen Latenz und Manifestation bestimmen und die Relevanz der einschlägigen Deutungsmuster für soziales Handeln nachweisen. Insofern würde sowohl eine Dekonstruktion der vorgängig (d. h. im analytischen Konzept erfolgten) Latenzierung als auch eine empirisch fundierte *bottom-up*-Rekonstruktion von kontextualisierten Latenzen erfolgen müssen – jeweils mit dem Ziel, gültige theoretische Aussagen zu erzeugen. Hierfür erscheinen einerseits rekonstruktionslogisch verankerte Verfahren, z. B. Deutungsmusteranalysen im Rahmen der Objektiven Hermeneutik (Oevermann 1999; Oevermann 2001), andererseits offene theoriebildende Verfahren, z. B. entlang der Prinzipien der Grounded Theory nach Glaser/Strauss (1998) als aussichtsreich.

Damit bliebe jedoch eine wesentliche Eigenschaft der Latenzierung immer noch unbearbeitet, nämlich ihr prognostischer, in die Zukunft gerichteter Aspekt. Rekonstruktive Verfahren können das Verhältnis von Latenzen und Manifestationen nämlich immer nur ex post erfassen. Eine hypothetische Lösung des Problems könnte auf einer ganz anderen Ebene ansetzen, nämlich in Form der Annäherung der Latenzierung an Logiken der Wahrscheinlichkeitsrechnung sowie auch der Erstellung von Prognosen und Entwicklungsszenarios (vgl. Knapp 1978). Latenzen wären dann ähnlich zu behandeln wie künftige manifeste Ereignisse, d. h. auf der Basis statistisch zu ermittelnder Eintretenswahrscheinlichkeiten, der Fortschreibung von statistischen Entwicklungstrends in die Zukunft hinein und der Formulierung von Plausibilitätsgründen für das Eintreten von einzelnen Entwicklungsvarianten (z. B. im Rahmen von institutionellen Pfadabhängigkeiten). Allerdings unterscheiden sich all diese Verfahren des Umgangs mit künftigen oder potentiellen Entwicklungen von der Latenzierung dadurch, dass sie die Bedingungen der jeweiligen Entwicklungen so weit wie möglich ex ante einzugrenzen versuchen. Bei statistisch unterlegten Prognosen geschieht dies häufig dadurch, dass nur sehr wenige Variablen zur Definition und Beschreibung von Trends benutzt werden. Dies ist prinzipiell mit latenten sozialen „Schädigungen“ (Unterprivilegierung, Armut, Ressourcenmangel, fehlender Partizipation etc.) auch möglich, jedoch wird dann der Komplexität sozialer Prozesse kaum noch Rechnung getragen. Besonders das Ineinandergreifen säkularer Trends und konkreter lokaler Kontexte, die für die Ausdifferenzierung der Lebensverhältnisse sorgen, dürfte damit kaum zu adressieren sein.

Die Latenzierung dürfte somit für eine weitere Verminderung der ohnehin geringen Prognosefähigkeit der Sozialforschung sorgen. Als generelles methodologisches Problem ist Letztere bereits früh von Max Weber beschrieben worden, und zwar als Folge des wenig aussichtsreichen Versuchs, dem Widerspruch der Wirkung gegenüber dem Wollen analytisch gerecht werden zu wollen. Dieser Widerspruch kommt darin zum Ausdruck, dass viele sozia-

le Handlungen zu anderen Effekten führen, als sie vom einzelnen Handelnden beabsichtigt wurden. Die Logiken der Situation und der Aggregation stehen einander somit in paradoxer Weise gegenüber (vgl. Schluchter 2005: 121 f.). Die daraus erfolgende Komplexität und Mehrdimensionalität sozialer Entwicklungen steht der Reduktionslogik der Prognose diametral gegenüber; dennoch geht kein Weg an ihrer analytischen Berücksichtigung vorbei. Ebenso muss das grundlegende Problem der Ergebnisoffenheit und der Überraschungsmomente sozialer Prozesse beachtet werden, die stets zur Entdeckung ungeahnter Sachverhalte führen (von Merton bereits in den 50er Jahren als „serendipity“ bezeichnet, s. Merton 1995: 101 ff.). Sobald jedoch beide Anforderungen – Komplexität und Ergebnisoffenheit – berücksichtigt werden, wird eine Prognose logisch unmöglich. Vielmehr muss eine genaue Bestimmung des Verhältnisses von Faktizität und Latenz vorgenommen werden. Spielräume für Prognosen dürften sich allenfalls dann ergeben, wenn eine solche Verhältnisbestimmung die Analyse konkreter Handlungskontexte und Strukturformationen mit zeitnahen Überprüfungen der Eintretenswahrscheinlichkeiten von Verletzungen, Schädigungen usw. verbindet. Für die Praxis bedeutet dies: Rekonstruktion kommt weiterhin mit deutlicher Priorität vor Prognose.

Neben der mangelnden Falsifizierbarkeit und Vorhersagbarkeit von Vulnerabilität besteht ein gravierendes Problem auch in dem Umstand, dass der Untersuchungsgegenstand häufig nicht genau bestimmt werden kann oder sich der Beobachtung völlig entzieht. Dass erwartete Schädigungen über einen langen Zeitraum hinweg nicht eintreten – und u. U. innerhalb eines Forscherlebens, einer Epoche usw. gar nicht mehr beobachtbar werden – stellt nicht nur in Bezug auf natürliche Risiken und Vulnerabilitäten, sondern auch in Bezug auf soziale Eventualitäten kein allzu seltenes Phänomen dar. Die Risiken der Nutzung von Atomenergie sind allen Zeitgenossen der Tschernobyl-Katastrophe mehr oder weniger präsent, mit dem Eintreten des nächsten Größten Anzunehmenden Unfalls wird in den öffentlichen Diskursen zuweilen noch innerhalb dieser Generation gerechnet – er kann sich aber auch erst im nächsten Jahrhundert, in einem Jahrtausend oder gar nicht mehr ereignen. Vulnerabilität als Folge des latenzierenden Vorgriffs auf die Zukunft lässt sich als analytische Kategorie in diesem Fall nicht installieren, da sie als Untersuchungsgegenstand nicht fassbar ist. Wiederum kann die Falsifizierung der Behauptung der Vulnerabilität nicht in nachvollziehbarer Art und Weise gewährleistet werden. Das Konstrukt Vulnerabilität ist damit in geradezu ironischer Weise zum Opfer seiner eigenen Vulnerabilität geworden.

Um ein anderes aktuelles Beispiel zu nennen: Erfahrungen mit den großen Wirtschaftskrisen des 20. Jahrhunderts geben Anlass zu der Vermutung, dass auch die aktuelle globale Finanzkrise zu sozialen Konflikten und gewaltförmigen Auseinandersetzungen zwischen Verlierern und Gewinnern führen kann. Diese Konflikte sind bislang in Europa weitgehend ausgeblieben, obwohl die sozialen Disparitäten innerhalb der betroffenen Gesellschaften zuvor enorm zugenommen hatten und auch gegenwärtig weitere Zuspitzungen erfahren. Aus einer Theorie sozialer Ungleichheit unmittelbar auf die erhöhte Vulnerabilität und entsprechende Konfliktpotentiale benachteiligter Gruppen zu schließen, dürfte hier nur begrenzt weiter führen, sind doch die konkreten Kontexte und die „intervenierenden“ Variablen stets erst ex post sinnvoll zu rekonstruieren – nämlich als Konstituenten eingetretener oder ausgebliebener

Schädigungen. Inwiefern sich politische Interventionen, gruppenspezifische und individuelle „Vorsorge“-Maßnahmen, gewaltfreie Konfliktformen, die kollektive Umdeutung von Krisen in chancenreiche Wartepositionen usw. jeweils als „intervenierende“ Variablen herausstellen, bedarf zumindest der genaueren kontextsensiblen Exploration – eine Lösung des logischen Grundproblems der Verlängerung des Kategorienraums sowie des antizipierenden Vorgriffs auf potentielle Entwicklungen kommt dadurch jedoch noch lange nicht in Sicht.

Da Latenzierungen einen Schluss von einem „realen“ Faktum auf potentielle Fakten beinhalten, ohne dass der direkte Nachweis eines kausalen oder logischen Zusammenhangs zwischen Faktum und Potentialität in jedem Fall erbracht werden kann, haben sie zunächst den formallogischen Status von Fehlschlüssen. Aus diesem Status können sie erst im Nachhinein befreit werden, nämlich dann, wenn das relevante (Schadens-)Ereignis eingetreten ist und zu vorangegangenen Entscheidungen, Handlungen, Deutungen, kulturellen Kodierungen usw. direkt in Beziehung gesetzt werden kann. Solange dies nicht möglich ist, zehren sie vom imaginierten Vorgriff auf die Zukunft – ein Unterfangen, das sich der Absicht der empirischen Rekonstruktion und Analyse zeitgleicher Phänomene (d. h. von Ungleichheit und zugeordneter Vulnerabilität) per se tendenziell entzieht. Forschungen zu Vulnerabilität und Resilienz müssen daher die Grenze zwischen Analyse und Spekulation sehr sorgfältig bestimmen.

Normativismen

Angesichts der vielfach unzureichenden Theoretisierung der relevanten Gegenstände und Prozesse öffnen die einzelnen Betrachtungsweisen zum Thema Vulnerabilität und Resilienz häufig unkontrollierbare Einfallstore für normative Aufladungen von Begriffen, die ursprünglich als analytische Begriffe hätten definiert werden sollen. Die Alltagsnähe der gedanklichen Konstrukte (s. dazu das oben auf S. 24 f. erläuterte Beispiel vulnerabler Stadtquartiere und ihrer Bewohner) tut dann ein Übriges, um unhinterfragten Selbstverständlichkeiten (z. B. der Denkfigur „Sicherheit als vorrangiges soziales Gut“) den Eingang in analytische Konzepte zu erleichtern.

Wie sorgfältig jedoch die eigenen normativen Voreinstellungen (inklusive der Präferenzen für bestimmte theoretische Untermauerungen) durch die Forschenden reflektiert werden müssen, zeigt ein kurzer Blick auf das Thema „Vulnerabilität durch Naturgefahren“. Die ökologische Gefährdung vieler Gebirgsregionen durch massenhaften Skitourismus und Klimawandel oder die Gefährdung der Fischerei durch Sturmfluten gilt vielen Vulnerabilitätsforschern als Beleg für einen objektiv gegebenen sozialen und ökonomischen Anpassungsdruck, der wiederum regionale Ökonomien vulnerabel werden lässt und bestimmten Bevölkerungsgruppen die ökonomische Basis entzieht (vgl. Birkmann 2008: 17). Mit dieser Problembestimmung wird zunächst die Perspektive „der“ Regionalwirtschaft oder „der“ Regionalplanung übernommen, die auf ökonomisches Wachstum, stabile Strukturentwicklungen usw. gerichtet ist. Dass mit dieser Perspektive Vulnerabilität bereits interessenabhängig definiert worden ist, wird nicht weiter reflektiert und kann somit im weiteren Verlauf der Analysen auch nicht korrigiert werden. Genauso gut hätte jedoch eine andere Haltung eingenommen werden kön-

nen, beispielsweise eine solche, die stärker auf die Strategien der Erwerbsbevölkerung gerichtet ist. Diese Perspektive hätte vermutlich abweichende individuelle Erwartungen, Bewertungen, Problemlösungsversuche usw. in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerückt. Vielleicht wäre am Fall des Gebirgstourismus erkennbar geworden, dass ein Strukturwandel vom Massentourismus zum erlebnisorientierten Öko-Tourismus hin durch die Bevölkerung bereits als eine größere Chance begriffen worden war, als dies aus den Äußerungen von Unternehmen und Politik heraus erkennbar war. Die normative Voreinstellung aus dem *top-down*-Blickwinkel von Wirtschaftspolitik und Raumplanung, die von interessengeleiteten Katastrophenrhetoriken, politischen Projekten der Strukturrettung (u. a. auch zur Rettung unrentabel oder umweltbelastend wirtschaftender Branchen) geprägt war, kann somit die Definition und argumentative Behandlung des Begriffs „Vulnerabilität“ entscheidend prägen und alternative Deutungen in den Hintergrund rücken.

Vulnerabilitäts- und Resilienzanalysen, so zeigt das genannte Beispiel, rekurrieren nur allzu leicht auf einen vermeintlichen gesellschaftlichen Common Sense. Dieser suggeriert vor aller Theorie und Empirie die Existenz „ganzer“, stabiler, funktionsfähiger, gesunder und daher erstrebenswerter Strukturen. Wird er unkritisch übernommen, dann handelt es sich im schlechtesten Fall um den Versuch, vorwissenschaftliche Überzeugungen in einer Sprache zu transportieren, die Wissenschaftlichkeit suggeriert. Im besten Fall werden die latente und manifeste Schadensereignisse oder Schädigungen detailliert beschrieben, ohne allerdings die mit Untertheoretisierung und Common-Sense-Überzeugungen einhergehenden Normativismen offenzulegen.

Welches Ereignis als Katastrophe angesehen wird, welcher Grad der Beeinträchtigung als Schädigung definiert wird, welche Handlungen als schadensrelevant oder Schaden verhütend begriffen werden, ist jedoch keinesfalls unabhängig vom alltäglichen Wissen, den politischen Überzeugungen und den Vorerfahrungen der Forschenden. Dass sich die jeweils aktuellen Stände einschlägiger politischer Debatten und öffentlicher Diskurse, insbesondere unter dem Einfluss von Expertenmeinungen, der Positionierung ökonomischer Akteure, den Themen- und Aufmerksamkeitskonjunkturen der Massenmedien usw. zusätzlich auf die Entstehung normativer Voreinstellungen auswirken können, wird zwar häufig konzediert, jedoch auch gern als Mangel der Anderen angesehen. Ohne eine kritische Selbstreflexion und Offenlegung der eigenen Betroffenheit, der normativen Überzeugungen und der politischen Interessen durch die Forschenden ist eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Perspektiven auf Vulnerabilität und Resilienz wohl kaum zu erreichen – jedenfalls so lange nicht, wie sie ohne ausreichende theoretische Verankerungen entworfen werden.

Gesellschaftliche oder wissenschaftliche Konstrukte?

Abgesehen vom Problem der normativen Aufladung sowie der Formulierung von dramatisierenden rhetorischen Zusätzen (*Add-ons*) zu bereits eingeführten analytischen Begriffen und theoretischen Aussagen zeigt sich eine mittelbare Folge der Untertheoretisierung auch in den mangelnden Positionsbestimmungen zum Forschungsgegenstand, die von vielen Vulnerabilitäts- und Resilienzforscherinnen und -forschern in Relation zu den öffentlichen Diskur-

sen vorgenommen werden. So wird wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass Vulnerabilität und Resilienz zu den gesellschaftlichen Basisproblemen zählten – ähnlich oder vielleicht auch wichtiger als Machtasymmetrien, soziale Ungleichheit, fragmentierte Entwicklungen in Ökonomie und Soziokultur etc. Diese Ansicht mag zwar teilweise aus politischen und alltäglichen Überzeugungen übernommen worden sein. Besonders die gegenwärtige politische Konjunktur der Themen „Klimawandel“, „Energieeffizienz“ und „Ressourcensicherung“ verleiht Risiken, Gefährdungen, Vulnerabilitäten usw. den Status evidenter, vorrangig zu lösender gesellschaftlicher Probleme. Grundsätzlich muss jedoch auch damit gerechnet werden, dass das Konstrukt „Vulnerabilität“ nicht in jedem Fall originärer Bestandteil gesellschaftlicher Praxis ist, sondern erst im wissenschaftlichen Diskurs erzeugt oder weiter ausgestaltet wird. Nicht zuletzt die herausragende Rolle von Klimaforschern als Berater und Stichwortgeber für die Formulierung aktueller Klimapolitiken verweist auf die Brisanz der fortlaufenden „doppelten Hermeneutik“, d. h. der wechselseitigen Durchdringung der Wissensformen von Praxis und Wissenschaft (vgl. Giddens 1988). Vulnerabilität und Resilienz als wissenschaftlich erzeugte Konstrukte finden zumindest in Form der Fortentwicklung politisch und praktisch erzeugter Perspektiven auf gesellschaftliche Entwicklung einen geeigneten öffentlichen Nährboden. Dass die von Forschern ausgehende Thematisierung von Vulnerabilität in öffentlichen Diskursen dann ihrerseits Bestandteil sozialer Praxis wird, ist wahrscheinlich und muss bei der Analyse von Vulnerabilität(en) ausdrücklich mitbedacht bzw. reflektiert werden.

3.2 Vernachlässigte Themen und analytische Blickwinkel

Mit Blick auf weiterhin zu entwickelnde sozialwissenschaftliche und raumbezogene Perspektiven auf Vulnerabilität und Resilienz werden im Folgenden die in der Literatur erkennbaren Forschungslücken zusammengestellt – zunächst für die sozialwissenschaftliche Raumforschung und danach für sozialwissenschaftliche Ansätze ohne klaren Raumbezug.

Für die **Raumforschung** (Geographie inklusive Humanökologie, Raumordnungsforschung, Planungswissenschaften) und ihre benachbarten Bereiche lässt sich eine starke thematische Fixierung auf Naturrisiken und daraus ableitbare Vulnerabilitäten bzw. Resilienzen konstatieren (vgl. Birkmann 2008). Im deutschsprachigen Bereich ist seit dem Jahr 2000 eine starke Ausrichtung der Forschung auf jeweils aktuelle Anlässe (Hochwasser und Hochwasserrisiken), die Formulierung anwendungsbezogener Fragestellungen und die Erarbeitung von Orientierungswissen für Politik und Planung zu beobachten. Die einschlägige Forschung reiht sich ein in die Tradition der geographischen Hazardforschung (z. B. Burton et al. 1993; White 1974; zu allfälligen Querverbindungen siehe Kuhlicke 2008; Pohl 2008), auch wenn die enge Verwandtschaft der Fragestellungen von den jüngeren Autoren meist nicht explizit thematisiert wird.

Entsprechend der essentialistischen Tradition der Risikoforschung und angelagerter Forschungsfelder werden öffentliche wie auch wissenschaftliche Diskurse zu den Themen Vul-

nerabilität und Resilienz bislang kaum analysiert. So wird zwar gelegentlich darauf verwiesen, dass öffentliche Diskussionen über Vulnerabilität häufig erst durch Katastrophen oder akute Sicherheitsprobleme ausgelöst würden. Eine systematische Bestandsaufnahme der Diskursverläufe, der Herausbildung von Meinungsführerschaften und diskursiven Hegemonien, der politischen Reinterpretation gesellschaftlichen Wandels und der damit verbundenen Neubestimmungen historischer Gesellschaft-Raum-Verhältnisse steht noch aus und kann angesichts der beschleunigten Abfolge von Risiko- und Vulnerabilitätsdiskursen als wichtiges Forschungsdesiderat gelten.

Ähnliches gilt für die soziale Kommunikation über Vulnerabilität und Resilienz, besonders hinsichtlich der in unterschiedlichen gesellschaftlichen Handlungsbereichen thematisierten Problemgegenstände sowie der Kommunikationsflüsse und -barrieren zwischen unterschiedlichen Akteuren. Dies ist in zweierlei Hinsicht verwunderlich. Zum einen war das Wissen um die kommunikative Verarbeitung von Risiken, Vulnerabilität und Resilienz nicht nur im Zusammenhang mit übergeordneten gesellschaftlichen Diskursen, sondern auch mit konkreten Prozessen des Risiko-, Katastrophen- und Vulnerabilitäts-Managements bereits in älteren Forschungsansätzen präsent. Zum anderen sind in jüngerer Zeit insbesondere aus aktuellen Varianten der Hazardforschung heraus (z. B. im Zusammenhang mit den Themen „Klimawandel“ und „Georisiken“) Forderungen nach der sozialwissenschaftlichen Analyse einschlägiger Kommunikations- und Governanceprobleme erhoben worden (vgl. Universität Potsdam 2010).

Ebenfalls wenig erforscht ist der Zusammenhang sozialer Ungleichheit sowie sozialräumlicher Disparitäten mit Problemen der Vulnerabilität und Resilienz einzelner sozialer Gruppen. Mit Ausnahme der an Livelihood- und Sozialkapitalansätzen orientierten Vulnerabilitätsforschung im Kontext von Entwicklungsländern liegen dazu keine nennenswerten Forschungsansätze vor. Einschlägige Themen und Probleme, die sich auf urbane Kontexte in Industrieländern beziehen, lassen sich jedoch in vielfältiger Weise analysieren. Relevante Fragen können beispielsweise sein:

- Wie und aus welchen Gründen wappnen sich soziale Gruppen in Abhängigkeit von ihrem sozialem Status, ihrer guten oder schlechten „Adresse“ (in Form von Quartiers- und Regionszugehörigkeiten), ihrer Entscheidungsmacht und der realisierten Partizipationsgrade gegen potentielle Schädigungen? Wie kompensieren sie eingetretene Schädigungen?
- In welcher Weise wirken sich soziale Statusmobilitäten verschärfend bzw. mildernd auf Vulnerabilität und Resilienz in jeweils unterschiedlichen sozialräumlichen Kontexten aus?
- Wie nehmen unterschiedliche soziale Gruppen auf die gesellschaftliche Behandlung von Vulnerabilität und Resilienz Einfluss nehmen?
- Welche Ursachen hat die gesellschaftliche Behandlung von statusniedrigen Gruppen unter dem Aspekt der Vulnerabilität bzw. Resilienz für die Lebensverhältnisse dieser Gruppen?
- Welche Folgen hat eine politisch inszenierte „Vulnerabilisierung des Sozialen“ für die betroffenen Gruppen?

Insbesondere mit Fokus auf gesellschaftliche Entwicklungen in der Triade ist hierzu bislang nur wenig Kohärentes zu lesen gewesen. Potentielle Ansatzpunkte liegen in Forschungen zu sozialer Deprivation, Armut, räumlich-sozialer Segregation, sozialer und sozialräumlicher Polarisierung, regionalen Peripherisierungsprozessen u. a. m. In der Regel sind die einschlägigen Forschungsansätze ohne den speziellen Blick auf Vulnerabilität und Resilienz angelegt worden – oft mit gutem Grund, beispielsweise um allfällige Normativitätsprobleme zu vermeiden. Dennoch lohnt sich ein Blick auf die Erweiterungsmöglichkeiten der auf soziale Ungleichheiten gerichteten analytischen Perspektiven. Das damit verbundene Problem, dass derart hervorgebrachte „add-ons“ (Aufsätze) auf bestehende Konzepte aufgrund des Latenzproblems theoretisch nicht konsistent zu formulieren sind (s. oben, Kap. 3.1), verdient dabei allerdings besondere Aufmerksamkeit und analytische Sorgfalt.

Die offensichtliche Vernachlässigung des Faktors „sozialräumliche Disparitäten“ nimmt insbesondere im Kontext der jüngeren Stadtforschung Wunder. Städte als Handlungsarenen und Kulissen der Entfaltung von Vulnerabilität und Resilienz sind bislang hauptsächlich im Zusammenhang mit Diskursen über Naturrisiken, die Sicherung von Ressourcen oder Sicherheitsproblemen, insbesondere den Bedrohungen durch Terrorismus und Kriminalität thematisiert worden. Jedoch war der Fokus weniger auf die Analyse der Diskurse als auf die vermeintlichen Realphänomene gerichtet. Zudem wurde eher die Gesamtstadt – in ihrer Eigenschaft als bedrohte Entität – als die Ebene der städtischen Teilräume in den Blick genommen. Stadtquartiere wie auch einzelne Bevölkerungsgruppen kommen tendenziell schlecht ins Visier der – meist anlassorientierten – Forschung. Zwar weiß man nicht erst seit der Zerstörung von New Orleans, dass die ärmsten Bevölkerungsgruppen nicht nur am verletzlichsten sind, sondern auch von den jeweiligen Regierungen aufgrund ihrer geringen politischen Einflussmöglichkeiten nachrangig behandelt werden (Campanella 2006). Ihre Wohnquartiere werden daher von den jeweiligen Ereignissen am nachhaltigsten geschädigt. Eine Forschungsrichtung, die derartige Beobachtungen zum Ausgangspunkt für detaillierte, theoretisch fundierte Analysen nähme, sucht man allerdings vergebens. Sie könnte nicht nur die Frage nach faktischer Resilienz (z. B. nach der Selbstorganisationsfähigkeit und den Selbsthilfeaktivitäten der betroffenen Gruppen) behandeln, sondern auch die kritische Frage nach den politischen Implikationen und der Legitimation der Resilienzdebatten in derartigen Situationen stellen.

In engem Zusammenhang mit sozialräumlichen Disparitäten stehen jeweils alltägliche Prozesse der kulturellen Kodierung und symbolischen Kennzeichnung von Räumen. So ist die Etablierung von „guten“ und „schlechten“ Adressen innerhalb einer Stadt jeweils mit der Zuschreibung von Eigenschaften an Räume verbunden, die die Lebenschancen der Menschen, die innerhalb dieser Räume leben, erhöhen oder verringern können. Positive und negative Images von städtischen Teilräumen oder Regionen können dabei ebenso eine Rolle spielen wie der Habitus einzelner Räume, der beispielsweise durch spezifische soziale Praxen in einer bestimmten Weise eingefärbt sein kann; daraus kann sich dann eine eingeschränkte Auswahl von Optionen für künftige Pfadentwicklungen ergeben. Hier wären insbesondere doxische Orts- und Raumbezüge zu thematisieren, die im Alltag jeweils selbstverständliche,

„prä-reflexive“ Zugehörigkeiten und affektive Einbindungen begründen (Berking 2008: 24 f.). Inwiefern eine Thematisierung der vermeintlichen oder nachweisbaren Benachteiligungen, die die Betroffenen aufgrund ihrer doxischen Befangenheit erfahren und hinnehmen, unter dem Aspekt der Bildung von Vulnerabilitäten vorgenommen werden kann, muss anhand der Chancen auf die Formulierung klarer analytischer Perspektiven entschieden werden. Ein wichtiges Kriterium ist hierbei die Aussicht, entscheidend über eine die rhetorische Dramatisierung von latenten Benachteiligungen hinauszukommen.

Mit der Behandlung von vulnerablen Gruppen durch Politik und Governance ist der vorläufig letzte – und möglicherweise wichtigste - Punkt der sich abzeichnenden Desideratenliste angesprochen: Während politiknahe Analysen das Management von Risiken und die Eindämmung von Vulnerabilität tendenziell als praktisches Steuerungsproblem thematisieren, lässt die sozialwissenschaftliche Disparitätenperspektive das steuerungskritische Thema „Macht und Vulnerabilität/Resilienz“ klarer hervortreten. Die Frage, in welcher Weise Politik, Planung und Governance jeweils Vulnerabilität und Resilienz thematisieren, betroffene Gruppen mit differentiellen Maßnahmen bedenken und Räume entsprechend der dadurch entstandenen Bevorzugung bzw. Vernachlässigung restrukturieren, drängt sich hier geradezu auf. Des Weiteren darf gefragt werden, wie relevante Entscheidungen getroffen werden – unter Einschluss bzw. Ausschluss welcher Interessen und Interessengruppen, unter Gewährung bzw. Erlangung welcher Form und welchen Ausmaßes von Entscheidungs- und Definitionsmacht usw. Schließlich liegt auch die Frage nahe, ob hegemoniale Vulnerabilitäts- und Resilienz-Diskurse zur Restrukturierung lokaler und regionaler Politik- und Governancearenen führen sowie neue Akteurskonstellationen und Regime hervorbringen. Zu klären wäre insbesondere, inwiefern diese Diskurse – ähnlich wie Coaffee (2008) dies vermutet – autoritären Politiken unter dem Deckmantel der gemeinnützigen Rettung, Nothilfe oder Vorsorge zum Durchbruch verhelfen und damit eine Rehierarchisierung von Akteursbeziehungen und Entscheidungsstrukturen fördern.

Der Blick auf die vermeintlich **„raumlosen“ Disziplinen** der Sozialwissenschaften fördert zwar hinsichtlich der Erforschung psychosozialer Prozesse und Bedingungen der Entstehung von Vulnerabilität und Resilienz wesentlich detailliertere Konzepte und eine größere empirische Sorgfalt zutage. Dennoch müssen die Geltungsansprüche der Forschungsergebnisse als stark begrenzt angesehen werden. So liefern die Kindheitsforschung oder die Altersforschung zwar detaillierte Einblicke in individuelle Biographien, Sozialisationsbedingungen und -effekte sowie den Erwerb von Handlungsdispositionen, die über eine fortdauernde Vulnerabilität oder verbesserte Resilienz entscheiden. Jedoch bleiben die Ansätze überwiegend dem methodologischen Individualismus verpflichtet. Das Soziale wird dabei als Randbedingung psychischer Prozesse aufgefasst. Soziale Strukturen und Interaktionen als integrale Bestandteile der Vulnerabilität- und Resilienz-Bildung sowie die soziale (d. h. vor allem interaktive) Konstruktion von Vulnerabilität und Resilienz kommen dabei kaum in den Blick, allenfalls im Zusammenhang mit der Sozialisation unterprivilegierter Jugendlicher, für die jeweils Peer-group-Beziehungen als wesentlicher Faktor der Entwicklung psychischer Strukturen und individueller Handlungsdispositionen angenommen werden.

Das grundlegende Problem der sozialen Konstruktion von Vulnerabilität und Resilienz liegt als Forschungsgegenstand somit weiterhin brach. Gleichwohl haben die soziologischen Vordenker des Risikoparadigmas (z. B. Beck 1986) nicht nur den gesellschaftlichen Umgang mit realen Risiken, sondern auch mit Risikoideen thematisiert. Sie haben damit – nicht nur zwischen den Zeilen – dazu angeregt, die soziale Konstruktion von Risiko, Vulnerabilität und Resilienz weiter zu analysieren. Faktisch ist diese Anregung jedoch nur vereinzelt aufgegriffen worden. So sind zur Frage der gesellschaftlichen Normalisierungsversuche im Zusammenhang mit realen und vermeintlichen Risiken oder der Verletzlichkeit benachteiligter Bevölkerungsgruppen lediglich Randbemerkungen und Fußnoten produziert worden – meist im Zusammenhang thematisch und konzeptionell anderweitig verankerter Analysen (z. B. in der Migrationsforschung oder der Minderheitenforschung). Eine systematische Analyse historisch „gültiger“ oder hegemonialer Normalitätsbehauptungen, der Versuche der Normalisierung des vormals Außergewöhnlichen, der Legitimation sozialer Ungleichheit und der von ihr bedingten Vulnerabilitäten usw. steht trotz einer ganzen zurückliegenden Dekade der Etablierung des Feldes der Risiko-, Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung weiterhin aus.

Auch die Frage, in welcher Weise jeweils auf Vulnerabilität und Resilienz gerichtete Veränderungen der gesamtgesellschaftlichen Diskurse samt der jeweils dominanten sozialen Konstrukte in die Institutionen des Alltags einsickern, ist bislang kaum beantwortet worden. Lediglich zur Entstehung und zu den Reichweiten gesamtgesellschaftlicher Risikodiskurse liegen einige ältere Reflexionen vor (Lau 1989). An Anlässen für die Formulierung aktueller Fragestellungen besteht jedoch kein Mangel. Die alltägliche Hinnahme von vermehrten Risiken der Lebensführung im Zusammenhang mit fortlaufenden Restrukturierungen der Arbeits- und Konsumwelt zählt beispielsweise dazu. Sie ist zuletzt im Zusammenhang mit den sozialen Auswirkungen der globalen Finanzkrise zwar greifbarer geworden. Innerhalb der „großen“ gesellschaftlichen Diskurse wird sie jedoch immer noch eher als ein abstraktes Problem angesprochen. Nicht nur das Orientierungswissen der Politik weist hier ausgesprochen blinde Flecken auf. Auch der sozialwissenschaftliche Kenntnisstand zur Verletzlichkeit und Prekarität individueller Lebensentwürfe und alltäglicher Handlungskonzepte in der Krise (wie übrigens auch in „Normalzeiten“) ist ergänzungsbedürftig.[9]

4 Resümee

Die enorme Breite möglicher Zugriffe auf die Gegenstände „Vulnerabilität“ und „Resilienz“ spiegelt sich eindrucksvoll in der bisherigen Heterogenität der Forschungsrichtungen sowie

---

[9] Bisherige Thematisierungsversuche pendeln zwischen der theoretisch-empirischen Rekonstruktion der Ursachen und Erscheinungsformen der verlorengegangenen Planbarkeit des eigenen Lebens angesichts von sozialer Unsicherheit und erfahrener Prekarität (Dörre 2009) sowie Spekulationen über ein neues Aussteigertum, das aus Statusverlust und Prekarität der individuellen Lebensverhältnisse eine Tugend macht und einen selbstgewählte Statusaufgabe samt ideellem Glücksgewinn („Downgrading“) empfiehlt (Schwarze 2005).

der zahlreichen Bindestrich-Vulnerabilitäten, die von ihnen hervorgebracht wurden. Angelehnt an eine lange Tradition der eher auf Naturphänomene und gesellschaftliche Bearbeitungsformen von Naturrisiken gerichteten Hazardforschung haben humanökologische Betrachtungsweisen zunächst einen Brückenschlag zwischen den Kategorien Natur und Gesellschaft versucht, allerdings ohne allzu weit zu gesellschaftstheoretisch fundierten Forschungsansätzen vorzustoßen.

Eindeutiger positionierte sozial- und raumwissenschaftliche Herangehensweisen zeigen sich einerseits in der geographischen Entwicklungsländerforschung, andererseits in einer Vielzahl von sozialwissenschaftlichen Einzeldisziplinen, ohne dass gemeinsame Gegenstände, Fragestellungen und Versuche der theoretischen Grundlegung erkennbar wären. Eine ausreichende gesellschaftstheoretische Basis für Vulnerabilitätsanalysen zeichnet sich bislang hauptsächlich in Versuchen der Inwertsetzung von Sozialkapitalansätzen und der zurechenbaren praxeologischen Fundamente ab. Allerdings haben die dort betriebenen Theoretisierungsbemühungen das grundlegende Problem der Untertheoretisierung nur teilweise beheben können.

Aufgrund der gravierenden Mängel derjenigen Vulnerabilitätskonzepte, die sich eher an alltagstheoretischen Aussagen als an Gesellschaftstheorien orientieren, sind künftig verstärkte Bemühungen um Theoriebildung und aufmerksame, dicht beschreibende Rekonstruktionen der relevanten Strukturen und Prozesse anzumahnen. Dabei verdienen zwei Probleme besondere Beachtung: zum einen die Gefahr des Übersteuerns analytischer Perspektiven durch die normativen Gehalte der verwendeten Begrifflichkeit, zum anderen das fundamentale Problem der Latenzierung – inklusive der logisch inkonsistenten Kategorienbildung.

Beide Probleme sind nicht neu – sie sind in geradezu paradigmatischer Weise in vergangenen Versuchen der Etablierung der sozialwissenschaftlichen Nachhaltigkeitsforschung aufgetreten (s. dazu Eblinghaus/Stickler 1996). Eine kritische Auswertung der damaligen Antworten auf theoretische Formulierungsdilemmata könnte für die gegenwärtige Aufgabe einer tragfähigen Theoriebildung und der Vermeidung von Huckepack-Kategorien (*add-ons*) hilfreich sein. Sollte es nicht gelingen, diese Aufgabe zufriedenstellend zu bewältigen, droht der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung ein ähnliches Schicksal wie der Nachhaltigkeitsforschung – nämlich der vorzeitige Bedeutungsverlust aufgrund des Ausbleibens externer politischer Nachfrage bei gleichzeitiger konzeptioneller Antriebsschwäche.

Alternativen könnten über eine systematische Dekonstruktion von Latenzierungen innerhalb der jeweils entwickelten analytischen Konzepte sowie komplementäre empirische Rekonstruktionen von kontextualisierten Latenzen entstehen (s. oben, S. 28 f.). Erst dann, wenn das Verhältnis von manifesten und latenten sozialen Phänomenen angemessen theoretisiert wird, ist eine Verringerung der häufig zu beobachtenden Essentialismen und Normativismen zu erwarten. Eine verstärkte Hinwendung zu diskurskritischen Analysen und zur Neuformulierung von Vulnerabilität und Resilienz als Phänomenen politischer Strategiebildung, sozialer Kommunikation und der gesellschaftlichen Normalisierung sozialräumlicher Disparitäten könnte auf diesem Wege hilfreich sein.

Literaturverzeichnis

Adger, W. N. (2000): Social and Ecological Resilience: Are They Related? In: Progress in Human Geography 24 (3): 347-364

Adger, W. N., P. M. Kelly (2001): Social vulnerability and resilience. In: Adger, W. N., P. M. Kelly, N. H. Ninh (eds.): Living with Environmental Change: Social Vulnerability, Adaptation and Resilience in Vietnam. London, New York. 19-34 (Routledge Research Global Environmental Change Series, 6)

Adger, W. N. (2006): "Vulnerability." In: Global Environmental Change, 16: 268-281

Alwang, J., P. B. Siegel, S. L. Jorgensen (2001): Vulnerability: A View from Different Disciplines. New York (Social Protection Unit, Human Development Network, The World Bank: Social Protection Discussion Paper Series, 0115; zugl. Online: http://siteresources.worldbank.org/SOCIALPROTECTION/Resources/SP-Discussion-papers/Social-Risk-Management-DP/0115.pdf; Zugriff: 20.2.2010)

Armendariz, B., J. Morduch (2005): The Economics of Microfinance, Cambridge, MA

Barrows, H. H. (1923): Geography as Human Ecology. In: Annals of the Association of American Geographers, 13: 1-14

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. (Edition Suhrkamp, 1365)

Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt/M.

Belina, B. (2005): Räumliche Strategien kommunaler Kriminalpolitik in Ideologie und Praxis. In: Glasze, G., R. Pütz, M. Rolfes (Hrsg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Bielefeld: 137-166

Belina, B. (2006): Raum, Überwachung, Kontrolle: Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung. Münster

Berkes, F., J. Colding, C. Folke (eds.) (2003): Navigating Social-Ecological Systems: Building Resilience for Complexity and Change. Cambridge

Berking, H. (2008): "Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen" – Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte. In: Berking, H., M. Löw (Hrsg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt/M. u. a.: 15-32 (Interdisziplinäre Stadtforschung, 1)

Birkmann, J. (2008): Globaler Umweltwandel, Naturgefahren, Vulnerabilität und Katastrophenresilienz, in: Raumforschung und Raumordnung, 66 (1): 5-22

Blaikie, P., T. Cannon, I. Davis, B. Wisner (1994): At Risk: Natural Hazards, People's Vulnerability, and Disasters. London, New York

Bohle, H.-G. (2001): Vulnerability and Criticality: Perspectives from Social Geography. In: IHDP-Update, 2: 1-5

Bohle, H.-G. (2002): Vulnerability: Editorial to the Special Issue. In: Geographica Helvetica, 57 (1): 2-4

Bohle, H.-G. (2005): Soziales oder unsoziales Kapital? Das Konzept von Sozialkapital in der Geographischen Verwundbarkeitsforschung. In: Geographische Zeitschrift, 93 (2): 65-81

Bohle, H. G.; T. E. Downing, M. J. Watts (1994): Climate Change and Social Vulnerability: Toward a sociology and geography of food insecurity. In: Global Environmental Change (4): 37-48

Bohle, H.-G., K. O'Brien (2006): The Discourse on Human Security: Implications and Relevance for Climate Change Research. A Review Article. In: Die Erde, 137 (1): 155-163

Bohle, H.-G., T. Glade (2007): Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In: Felgentreff, C., T. Glade (Hrsg.): Naturrisiken und Sozialkatastrophen. Heidelberg: 99-119

Borsdorf, A., M. Coy (2010): Megacities and Global Change: Case Studies from Latin America. In: Die Erde, 140 (4): 341-353

Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: 183-198

Bourdieu, P. (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Wentz, M. (Hrsg.): Stadt-Räume. Frankfurt/M.: 25-34

Bourdieu, P. (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M. (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1066)

Bourdieu, P. (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M. (Edition Suhrkamp, NF 985)

Bourdieu, P., L. J. D. Wacquant (1996): Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Bourdieu, P., L. J. D. Wacquant: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M.: 95-249 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1793)

Briguglio, L., G. Cordina, N. Farrugia, S. Vella (2006): Conceptualising and Measuring Economic Resilience. In L. Briguglio, G. Cardigan E. J. Kisanga (eds.): Building the Economic Resilience of Small States. Malta, London: 265-287

Briguglio, L., G. Cordina, N. Farrugia, S. Vella (2008): Economic Vulnerability and Resilience: Concepts and Measurements. Helsinki (UNU-WIDER Research Paper, 2008/55), zugl. Online: http://www.wider.unu.edu/publications/working-papers/research-papers/2008/en_GB/rp2008-55/_files/79432653132595540/default/rp2008-55.pdf; Zugriff: 25.7.2009

Burton, I., R. W. Kates, et al. (1993). The Environment as Hazard. New York

Campanella, T. J. (2006): Urban Resilience and the Recovery of New Orleans. In: Journal of the American Planning Association, 72 (2): 141-146

Caplan, Nathan et al. (1989): The Boat People and Achievement in America: A study of family life, hard work, and cultural values. Ann Arbor: University of Michigan Press

Castel, R. (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz

Chambers, R. (1989): Editorial Introduction: Vulnerability, Coping and Policy. IDS Bulletin 20 (2): 1-7

Christensen, P. H. (2000): Childhood and the cultural constitution of vulnerable bodies. In Prout, A. (ed.): The body, childhood and society. Houndsmills et al.: 38-59

Coaffee, J. (2008): The Everyday Resilience of the City: How Cities Respond to Terrorism and Disaster. Houndsmills

Coaffee, J., D. Wood (2006): The "Everyday" Resilience of the City. In: Human Security and Resilience. ISP/NSC Briefing Paper, 06 (1)

Coleman, J. (1990): Foundations of social theory. Cambridge/MA.

Dalziell, E. P., S. T. McManus (2004): Resilience, Vulnerability, and Adaptive Capacity: Implications for System Performance. In: 1st International Forum for Engineering Decision Making (IFED), 5-8 Dec 2004 Stoos (CH). Online: http://www.ifed.ethz.ch/events/Forum04/Erica_paper.pdf

Davidson-Hunt, I. J., F. Berkes (2000): Environment and Society through the Lens of Resilience: Toward a Human-in-Ecosystem Perspective. Mskr. Winnipeg

Deffner, V. (2007): Soziale Verwundbarkeit im 'Risikoraum Favela' – Eine Analyse des sozialen Raumes auf der Grundlage von Bourdieus "Theorie der Praxis". In: Wehrhahn, R. (Hrsg.): Risiko und Vulnerabilität in Lateinamerika. Kiel: 207-232 (Kieler Geographische Schriften, 117)

Dercon, S. (2005). Insurance against Poverty. New York

Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.) (2008): System Erde-Mensch. Zukunftsaufgaben der Geowissenschaften. Weinheim

Devereux, S. (2001): Sen's Entitlement Approach: Critiques and Counter-Critiques. In: Oxford Development Studies, 29 (3): 245-263

Dietz, K. (2006): Vulnerabilität und Anpassung gegenüber Klimawandel aus sozial-ökologischer Perspektive. Aktuelle Tendenzen und Herausforderungen in der internationalen Klima- und Entwicklungspolitik. Berlin: Freie Universität (Diskussionspapier Global Governance und Klimawandel), zugl. Online: http://www.sozial-oekologische-forschung.org/intern/upload/literatur/Dietz1.pdf; Zugriff: 6.6.2009

Dörre, K. (2009): Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit, in: Dörre, K. (Hrsg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/M., New York: 21–34

Eblinghaus, H., A. Stickler (1996): Nachhaltigkeit und Macht. Zur Kritik von Sustainable Development. Frankfurt/M.

Eisel, U. (2009): Landschaft und Gesellschaft. Räumliches Denken im Visier. Münster (Raumproduktionen: Theorie & gesellschaftliche Praxis, 5)

Folke, C., J. Colding, and F. Berkes (2002): Synthesis: building resilience and adaptive capacity in social-ecological systems. In: Berkes, F., J. Colding, C. Folke (eds.): Navigating social-ecological systems: Building resilience of complexity and change. Cambridge

Friedmann, J. (1992): Empowerment: The Politics of Alternative Development. Massachusetts, Oxford

Giddens, A. (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/M., New York

Glaser, B. L., A. L. Strauss (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle

Glasze, G., R. Pütz, M. Rolfes (2005): Die Verräumlichung von (Un-)Sicherheit, Kriminalität und Sicherheitspolitiken - Herausforderungen einer Kritischen Kriminalgeographie. In: Glasze, G., R. Pütz, M. Rolfes (Hrsg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un-) Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Bielefeld: 13-58

Görg, C. (2004): Ökologischer Imperialismus. Ressourcenkonflikte und ökologische Abhängigkeiten in der neoliberalen Globalisierung. In: Widerspruch, 24 (47/04): 95-107

Granatt, M., A. Pare-Chamontin (2006): Cooperative Structures and Critical Functions to Deliver Resilience within Network Society. In: International Journal of Emergency Management, 3 (1): 52-57

Hard, G. (1973): Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin, New York (Sammlung Göschen, 9001)

Hard, G. (1992): Zwei Versionen der klassischen Geographie oder: Wie man Geographietheorien vergleichend bewerten kann. In: Seger, M., F. Zimmermann (Hrsg.): Festschrift zum 60. Geburtstag von O. Univ.-Prof. Dr. Bruno Backé. Klagenfurt: 35-51 (Klagenfurter Geographische Schriften 10)

Hard, G. (2009): Der Spatial Turn, von der Geographie her beobachtet. In: Döring, J., T. Thielmann (Hrsg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: 263-315

Helms, G. (2005): Zur Produktion sicherer Räume: Lokale Sicherheitspolitik in Großbritannien am Beispiel Glasgow. In: Glasze, G., R. Pütz, M. Rolfes (Hrsg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Bielefeld: 253-284

Helms, G. (2008): Towards safe city centres? Remaking the spaces of an old-industrial city**.** Aldershot

Heno, Rudolf (2006): Jahresabschluss nach Handelsrecht, Steuerrecht und internationalen Standards (IFRS). 5. Aufl. Heidelberg

Hodson, M., S. Marvin (2009): „Urban Ecological Security“: A New Urban Paradigm? In: International Journal of Urban and Regional Research, 33 (1): 193-215

Hübinger, W. (1996): Prekärer Wohlstand. Neue Befunde zu Armut und sozialer Ungleichheit. Freiburg

Innes, M., V. Jones (2006): Neighbourhood security and urban change: Risk, resilience and recovery. Water End, York, zugl. Online: http://www.eukn.org/eukn/themes/Urban_Policy/Security_and_crime_prevention/Sense_of_insecurity/neighbourhood-security_1033.html; Zugriff: 25.7.2009

IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change) (2001): Climate Change 2001. Third Assessment Report. 3 Vols. Cambridge

Kates, R. W. (1994): Natural hazard in human ecological perspective: hypotheses and models. In: Cutter, S. L. (ed.): Environmental risks and hazards. Englewood Cliffs

Knapp, H. G. (1978): Logik der Prognose. Semantische Grundlegung technologischer und sozialwissenschaftlicher Vorhersagen. Freiburg, München

Kreimer, A., M. Arnold, A. Carlin (eds.) (2003): Building safer cities: the future of disaster risk. Washington, D.C.

Kronauer, M. (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt/M., New York

Kuhlicke, C. (2008): Ignorance and Vulnerability. The 2002 Flood in Germany as a Radical Surprise. The Case of Eilenburg (Saxony). Diss. Potsdam

Lamnek, S. (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4. vollst. überarb. Aufl., München

Lau, C. (1989): Risikodiskurse. Gesellschaftliche Auseinandersetzungen um die Definition von Risiken. In: Soziale Welt 40 (3): 418-436

Lippuner, Roland (2005): Raum – Systeme – Praktiken. Zum Verhältnis von Alltag, Wissenschaft und Geographie. Stuttgart (Sozialgeographische Bibliothek, 2)

McManus, S., E. Seville, J. Vargo, D. Brunsdon (2008): A Facilitated Process for Improving Organizational Resilience. In: Natural Hazards Review, 9 (2): 81-90

Marten, G. G. (2001): Human Ecology: Basic Concepts for Sustainable Development. London

Mattissek, A. (2005): Diskursive Konstitution von Sicherheit im öffentlichen Raum am Beispiel Frankfurt am Main. In: Glasze, G., R. Pütz, M. Rolfes (Hrsg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Bielefeld: 105-136

Medd, W., S. Marvin (2005): From the Politics of Urgency to the Governance of Preparedness: A Research Agenda on Urban Vulnerability. In: Journal of Contingencies and Crisis Management, 13 (2): 44-49

Merton, R. K. (1998): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin

Meusburger, P., T. Schwan (Hrsg.) (2003): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart (Erdkundliches Wissen, 135)

Murphy, R. (2004): Disaster or Sustainability: The Dance of Human Agents with Nature's Actants. In: Canadian Review of Sociology and Anthropology, 41 (3): 249-266

Obrist, B. (2006): Struggling for Health in the City. An Anthropological Inquiry of Health, Vulnerability and Resilience in Dar es Salaam, Tanzania. Bern

Oevermann, U. (1999): Strukturale Soziologie und Rekonstruktionsmethodologie. In: Glatzer, W. (Hrsg.): Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft. Opladen: 72-84

Oevermann, U. (2001): Zur Analyse der Struktur sozialer Deutungsmuster. In: Sozialer Sinn, 2 (1): 3-33

Pelling, M. (2003): The Vulnerability of Cities: Social resilience and natural disaster. London

Pelling, M., C. High, J. Dearing, D. Smith (2007): Social learning and adaptive capacity: Surfacing the relational spaces of adaptation to climate change in organisations. In: Environment and Planning A, 40 (4): 867-884

Plate, E., B. Merz (2001): Naturkatastrophen: Ursachen, Auswirkungen, Vorsorge. Stuttgart

Platz, U. (2006): Vulnerabilität von Logistikstrukturen im Lebensmittelhandel. Eine Studie zu den Logistikstrukturen des Lebensmittelhandels, möglichen Gefahrenquellen und den Auswirkungen verschiedener Gefahren bei einem Ereigniseintritt. Münster-Hiltrup

Pohl, J. (2008): Die Entstehung der geographischen Hazardforschung. In: Felgentreff, C., T. Glade (Hrsg.): Naturrisiken und Sozialkatastrophen. Berlin: 47-62

Popper, K. R. (1994): Die beiden Grundprobleme der Erkenntnistheorie: aufgrund von Manuskripten. 2. Aufl. Tübingen

Prim, R., H. Tilmann (1977): Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft. Studienbuch zur Wissenschaftstheorie. 3., erw. Aufl. Heidelberg (Uni-Taschenbücher, 221)

Prowse, M. (2003): Towards a clearer understanding of ‘vulnerability‘ in relation to chronic poverty. Manchester (Chronic Poverty Research Centre Working Paper, 24)

Putnam, R. (1993): Making democracy work: Civic traditions in modern Italy. Princeton

Putnam, R. (1995): Tuning in, tuning out: The strange disappearance of social capital in America. In: Political Science and Politics, 28 (4): 664-683

Redman, C. L., A. P. Kinzig (2003): Resilience of Past Landscapes: Resilience Theory, Society, and the Longue Durée. In: Conservation Ecology, 7 (1): Art. 14 (http://www.consecol.org/vol7/iss1/art14 [15.1.2009])

Robinson, M. S. (2001): The Microfinance Revolution: Sustainable Finance for the Poor. Washington

Sakdapolrak, P. (2007): Water Related Health Risk, Social Vulnerability and Pierre Bourdieu. In: Warner, K. (ed.): Perspectives on Social Vulnerability. Bonn: UNU Institute for Environment and Human Security (UHU-EHS): 50-59 (SOURCE – Studies of the University: Research, Counsel, Education, 6/2007)

Savitch, H. V. (2008): Cities in a Time of Terror: Space, Territory and Local Resilience. New York

Schluchter, W. (2005): Handlung, Ordnung und Kultur. Tübingen

Schmitt, E. (2004): Aktives Altern, Leistungseinbußen, soziale Ungleichheit und Altersbilder. Ein Beitrag zum Verständnis von Resilienz und Vulnerabilität im höheren Erwachsenenalter. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 37 (4): 280-292

Schnell, R., P. B. Hill, E. Esser (2008): Methoden der empirischen Sozialforschung. 8. Aufl. München

Schütte, S. (2005): Exploring urban vulnerability and livelihoods in Afghanistan. In: Troubled Times. Sustainable Development and Governance in the Age of Extremes. SDPI/Sama 2005, Islamabad: 3-25

Schwarze, A. (2005): Kleine Brötchen. Von den Vorzügen ohne feste Anstellung zu sein. München

Sen, A. K. (1982): Poverty and Famines. An Essay on Entitlement and Deprivation. Oxford

Seville, E., D. Brunsdon, A. Dantas, J. Le Masurier et al. (2008): Organisational Resilience: Researching the Reality of New Zealand Organisations. In: Journal of Business Continuity and Emergency Management, 2 (2): 258-266

Starr, R., J. Newfrock, M. Delurey (2003): Enterprise resilience: managing risk in the networked economy. In: strategy+business, 30 (1): 1-150 (http://www.strategy-business.com/press/16635507/8375; Zugriff: 25.7.2009)

Steiner, D. (1997): Ein konzeptioneller Rahmen für eine Allgemeine Humanökologie. In: Eisel, U., H.-D. Schulz (Hrsg.): Geographisches Denken. Kassel: S. 419-465 (Urbs et Regio, 65)

Steiner, D. (2003): Humanökologie: Von hart zu weich. Mit Spurensuche bei und mit Peter Weichhart. In: Meusburger, P., T. Schwan (Hrsg.): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart: 45-80 (Erdkundliches Wissen, 135)

Stephenson, A., J. Vargo, E. Seville (2010): Measuring and comparing organisational resilience in Auckland. In: The Australian Journal of Emergency Management, 25 (2): 27-32.

Timmerman, P. (1981): Vulnerability, Resilience and the Collapse of the Society. Toronto

Tröger, S. (2002): Gesellschaftliche Umverteilung, ein moralisches Muss? Verwundbarkeit und soziale Sicherung im Zeichen gesellschaftlichen Umbruchs - Beobachtungen aus Tansania in akteursorientierter Interpretation. In: Geographica Helvetica, 56 (1): 34-45

Turner, B. S. (2006): Vulnerability and Human Rights. University Park

Turner, B. L, R. E. Kasperson, P. A. Matson, J. J. McCarthy, R. W. Corell, L. Christensen, N. Eckley, J. X. Kasperson, A. Luers, M. L. Martello, C. Polsky, A. Pulsipher, A. Schiller (2003); A framework for vulnerability analysis in sustainability science. In: Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America, 100 (14): 8074-8079

Universität Potsdam (2010): Earth in Progress – Geogrisiken im Globalen Wandel. Strategiekonzept. Potsdamer Forschungs- und Technologieverbund zu Naturgefahren, Klimawandel und Nachhaltigkeit. Potsdam

Vale, L. J., T. J. Campanella (eds.) (2005): The Resilient City: How Modern Cities Recover from Disaster. London, Oxford

van Dillen, S. (2002): A Measure of Vulnerability. In: Geographica Helvetica, 57 (1): 64-77

van Dillen, S. (2004): Different Choices. Assessing Vulnerability in a South Indian Village. Saarbrücken (Studies in Development Geography, 29)

van Eeuwijk, P., B. Obrist (Hrsg.) (2006): Vulnerabilität, Migration und Altern: medizinethnologische Ansätze im Spannungsfeld von Theorie und Praxis. Zürich

Vogel, B. (2004): Der Nachmittag des Wohlfahrtsstaats. Zur politischen Ordnung gesellschaftlicher Ungleichheit. In: Eurozine 2004 (http://www.eurozine.com/pdf/2004-09-15-vogel-de.pdf; Zugriff: 20.2.2010; Online-Reprint aus: Mittelweg 36, 13 (4), 2004)

Walker, B., C. S. Holling, S. R. Carpenter, A. Kinzig (2004): Resilience, Adaptability and Transformability in Social-ecological Systems. In: Ecology and Society, 9 (2): Art. 5 (http://www.ecologyandsociety.org/vol9/iss2/art5; Zugriff: 15.1.2009)

Watts, M., H.-G. Bohle (1993): The Space of Vulnerability: The Causal Structure of Hunger and Famine. In: Progress in Human Geography, 17 (1): 43-67

Watts, M., H.-G. Bohle (2003): Verwundbarkeit, Sicherheit und Globalisierung. In: Gebhardt, H., P. Reuber, G. Wolkersdorfer (Hrsg.): Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen. Heidelberg: 83-97

Weichhart, P. (2003): Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln. In: Meusburger, P., T. Schwan (Hrsg.): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart: 15-44 (Erdkundliches Wissen, 135)

Weichhart, P. (2008): Der Mythos vom „Brückenfach“. In: Geographische Revue, 10 (1): 59-69

Weichselgartner, J. (2002): Naturgefahren als soziale Konstruktion. Eine geographische Beobachtung der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Naturrisiken. Aachen

Welter-Enderlin, R., B. Hildenbrand (Hrsg.) (2008): Resilienz. Gedeihen trotz widriger Umstände. 2. Aufl. Heidelberg

Werner, E. E. (1971): The children of Kauai: a longitudinal study from the prenatal period to age ten. Honolulu

Werner, E. E, R. S. Smith (1993): Overcoming the Odds – High Risk Children from birth to adulthood. Ithaca, London

White, G. F. (ed.) (1974). Natural Hazards: Local, National, Global. New York

Wisner, B. (2004): Assessment of Capability and Vulnerability. In: Bankoff, G., G. Frerks, D. Hilhorst, T. Hilhorst (eds.): Mapping Vulnerability: Disasters, Development, and People. London: 183-193

Wisner, B., P. Blaikie, T. Cannon, I, Davis (2004): At Risk: Natural Hazards, People´s Vulnerability and Disasters. 2. Aufl. London

Wustmann, C. (2004): Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern. Berlin u. a.

Young, G. L. (1989): Conceptual Framework for an Interdisciplinary Human Ecology. In: Acta Oecologiae Hominis, 1: 1-136

Zander, M. (2009): Armes Kind – starkes Kind? Die Chance der Resilienz. 2. Aufl. Wiesbaden